Verzeichnis der Teilnehmer an der 8. Tagung in Detmold

Andree, Univ.-Professor	Münster i. W.
*Apeley u. Frau u. Sohn, Obering.	Hameln
*Beck, Dr.	Düsseldorf
Becker, Frl.	Berlin
Beneke, Frl., Büroangest.	Berlin
*Bergmann, Univ.-Professor	Leipzig
*Bertram, Joh., Schriftsteller	Hamburg
*v. Bescherer, Frau	Detmold
*v. Biedenweg, Frh., Staatsmin. a. D.	Detmold
Bierbrod, Schulungsleiter, Bauer	Soest
Bischoff, Frau	Lüneburg
Blomenkamp, Frau	Brackwede
*Böcker, Frau, Schriftstell.	Blankenese
*Bolles, Frau, Studienrätin	Blankenese
*Bomnüter, Obersteiger i. R.	Lübbecke i. W.
Bockmann, Dr., Oberstud.-Dir.	Hameln
Born, Fräulein	Berlin
Born, Schüler	W.-Barmen
Bourgnet, Fräulein	Wetzlar
*Brauß, Lehrer	Holzhausen-Pyrmont
Brieden, Schulleiter, SS.	Unna i. W.
*v. Buch, Landwirt	Stolpe/Oder
Bussau, Frl., Bibliothekar.	Detmold
Butschkow, Dr.	Halle/S.
Clemm, Frau Dr.	Detmold
Clüver, Major	Detmold
Cordier, Frau	Charlottenburg
Cordier, Student	Charlottenburg
*Darboven, Frau	Altona-Blanken.
*Dörr, Dr.	Loose, Kr. Eckernförde
*Dreßler, Dr.	Lüneburg
– Frau, Tochter, Sohn	
*Düstersiek	Detmold
*Eberhard, Dr., Oberlandesgerichtsrat	Hamm i. W.
Ebert, Lehrer	Straubing
– Frau	
*Ebrecht, Rektor	Hannover
Eckhart, Kaufmann	Hannover
Eggert, Frau	Senne, Post Windelsbleich
**Engeling, Frau u. Tochter	Göttingen
*Eßmann, Lehrer	Brechtorf
*Fahrenholz, Oberfeldmeister	Mühlhausen i. Th.
*Falck, Pfarrer i. R.	Berlin
*Feldmann, Frl. Dr.	Hartha b. Dresd.
*Fischer, Schulleiter	Bad Kissingen
*Franck, Schriftleiter	Merseburg
Fricke, Fritz	Externsteine
*Friedemann, Frau	Meinersen
*Friedrich Ernst, Prinz von Sachsen-Altenburg	Jena
*Fritsch, Student	Dortmund
*Früchte, Studienrat	Burgsteinfurt i. W.
Garnwerky, Frl., Lehrerin	Dortmund
Georg, Dr.-Ing.	Dortmund
Georgi, Oberfeldmeister	Rothenburg, Fulda
*Gerling, Frl., Lehrerin	Kleinenbremen
Gersting, Rechtsanwalt	Hamm
Gottesleben, Frau	Dornberg
Groeneveld u. Frau, Landesobmann	Hannover
Groepler, Frl.	Stift Kappel b. Siegen
Große, Reg.-Direktor Dr.	Lübeck
Große, SS.-Schulungsleiter	Leege b. Brügge
Grötzner, Frl. Schriftst.	Heimatschutzst. Römhild/Th.
Halbach, Dipl.-Ing.	Berlin
Hallbauer, Frau	Gera
Hannig, Kaufmann u. Frau	Brilon
Hantelmann, Frau	Essen-Rellingh.
Hartung, Frl.	Stift Kappel b. Siegen
*v. Hase, Dr. Verlagsbuchh.	Leipzig
*v. Hase, Dr.	Almena i. L.
– Frau u. Sohn	
*Hausmann, Frl.	Detmold
*Hausmann, Gewerberat	Koblenz
*Hein, Dipl.-Ing.	Essen-Werden
Henkes, Reichsbahnrat	Hannover
*Hennig, Dr.	Hersfeld
Hennings, Dr.	Lüneburg
Heydrich, Schriftleiter	Berlin
Hilmers, Maler, Bildhauer	Hamburg
Höhie, Student	Gelsenkirchen
Höhne, Dr.	Berlin
*Huffmann, Dr., Assessor	Essen
*Huffmann u. Frau, Tuchm.	Essen-Werden
*Hündlings, SS.-Schulungsleiter Dr.	Unna
Huth, Dr.	Bonn
Jensen, Frl.	Detmold
Junker, Oberlehrer	Kiel
Kanne, Gemeindevorsteher	Rolfzen b. Steinheim
Kirchhoff, Oberreg.-Rat	Detmold
*Kirchner, Frau	Haifa, Palästina
*Kirchner, Frau	Weltzin b. Trept.
*Kleinau, Stadtschuldirektor	Schöppenstedt
Klückenberg, Rektor	Kempen N.R.
*Klußmann, Schulrat	Hannover
Koch, Landgerichtsrat	Lüneburg
Köhne, Kustos	Aachen
*Kohrsen, Drogist	Han.-Münden
*Köller, Bankbeamter	Detmold
*Kopischke, Dr., u. Frau	Bad Oeynhausen
Kramer, Frau	Düsseldorf
v. Krosigk, Frl.	Dessau
*Krüger, Standortpfarrer	Wilhelmshaven
*Kühnast, Oberpostrat a. D.	Berlin
*Kurmann, Frau	Bielefeld
Lambrecht, Referendar	Lüneburg
Lampel, Oberschullehrer	Bln.-Südende
Leiß, SS.-Schulungsleiter	Unna i. W.
*Leo, Dr., und Tochter	Rahlstedt b. Hamburg
*Liebetanz, Dr.	Essen
*Lohe, Reichsbahnrat	Krefeld
Lohmann, Frl.	Barmen
v. Maltitz, Hauptmann	Detmold
*Mantey, Schulrat a. D.	Pyrmont
v. Mayenburg und Frau	Teplitz-Schönau
*Meier-Böke, Lehrer	Hamburg
Meier, Frl., Schneiderin	Detmold
*Menze, Frl.	Hohenhausen-Lippe
*Meyer, Bankdirektor	Joketa b. Pl.
Meyer, Gerichts-Ref.	Lüneburg
Molsen, Referendar	Lüneburg
**Müller, Direktor, u. Frau	Düsseldorf
*Müller, Frl.	Wuppertal
*Müller, Kaufmann, u. Frau	Göttingen
Müller, Student	Minden
*Münzer, Professor, u. Frau	Düsseldorf
Nebelsiek, Lehrer	Remmighausen i. Lippe
*Nedderfen, Bauinspektor	Tostedt
Niehaus, Baumeister	Detmold
*Nierfeld, Dipl.-Kaufmann u. Frau	Brilon
Nückel, Stud.-Rat	Wanne-Eickel
*Nüse, Volkswirt	Göttingen
Oelze, Oberstfeldmeister	Rothenburg, Fulda
v. d. Ohe, Referendar	Bergen b. Celle
Olvermann, Referendar	Lüneburg
Oppermann, Dr.	Hameln
Otto, Frl.	Pyrmont
Pastenaci, Schriftsteller	Berlin
*Piel, Ing., und Frau	Düsseldorf
*Plaßmann, Dr.	Berlin
Platte, SS.-Schulungsleiter	Osterbönen
*Platz, Oberstl., u. Frau u. Tochter	Detmold
*v. Posanner-Ehrental, Frau	Detmold
Prasuhn, Frl.	Oberhausen
*Quehl, Frl., Lehrerin	Berlin
*Quehl, Frl., Lehrerin	Berlin
*Raab, Dr., Gerhard	Wetzlar
*Rahn, Frl.	Bethel-Bielef.
Reinerth, Universitätsprof.	Berlin
Reißmann, Dr.	Berlin
Reuter, Frl.	Detmold
*Ricken, Stud.-Rat	Essen
Riedel, Dr., Studienrätin	Altona
*Risse, Alois	Mengede b. Dortmund
Rose, Kap. a. D., u. Frau	Brake i. L.
*Rosenstiel, Pfarrer, u. Frau	Oberelsungen b. Kassel
Rothgangl, Amtsgerichtsrat	Ohrdruf i. Th.
*Runge, Frl. Dr.	Nordhausen
Sattelmacher, Frau	Minden
*Sauerland, Schüler	Pyrmont
*Sauerländer, Studienrat	Bielefeld
*Schädel, Kaufmann	Aschersleben
Schäfer u. Frau	Düsseldorf
*Schäfer, Frau, u. Tochter	Mühlhausen/Th.
*Schieseck, Fritz	Detmold
*Schipper, Frau, und Tochter	Oldenburg
*Schirmer, Frl. Maria	Hofgeismar
v. Schlüter, Referendar	Lüneburg
*Schmitz, Dr. med.	Düsseldorf
Schmitz, Referendar	Lüneburg
*Schohusen, Amtsgerichtsrat	Wilhelmshaven-Rüstringen
Schreiber, Dr.	Köln
Schulte, SS.-Schulungsleit.	Unna
Schütte, Referendar	Lüneburg
Schwenke, Dipl.-Handelslehrer und Frau	Bebra
*Seiler, Frau und Frl.	Bethel, Bielef.
Simon, Referendar	Lüneburg
*Spitz, Dipl.-Landwirt	Oldenburg
*Stief, Werner	Leipzig
*van Stolk, Fabrikant	Rotterdam
*Strathmann, Dr., und Frau	Bielefeld
*Stuckel, Dr.	Lobeda b. Jena
Stübel, Frl. Dr.	Detmold
*Sturm, Direktor	Hamburg
*Suffert, Studienrat	Detmold
Suter, Kreisschulrat, u. Fr.	Osnabrück
*Teudt, Direktor, Frau u. Tochter	Detmold
Theisen, Frl.	Gelsenkirchen
Thiemann	Arolsen
v. Thieme, Frl.	Reifenstein
Thimm, Frau Dr.	Berlin
Thimm, Schüler	Düsseldorf
*Thoma, Lehrer	Völkersleier/M.
Thöne, Frl.	Bielefeld
*Vehring, Amtsgerichtsrat	Bargteheide/H.
*v. Versen, Major	Burslaff/Pom.
Walzberg, Frau Pastor	Stadthagen
Wasserfall, Oberst a. D., u. Frau	Detmold
*Weber, Studienrat, u. Frau	Berlin
*Wedel, Graf, und Frau	Gödens b. Neustadtgödens
Weihrich, Frau Dr.	Gelsenkirchen
*Weiß, Dipl.-Ing.	Braunschweig
Werdermann, Prof. Dr. D.	Dortmund
*Werner, Dr., und Frau	Ludwigsburg
Wilms, Lehrer	Gelsenkirchen
Witte, Gerichtsinsp., u. Frau	Bielefeld
*Wolterstorff, Oberfeldmeister	Dessau
*Wurm, Rektor	Hagen
*Zetzsche, Dr., Zahnarzt	Dortmund
*Zetzsche, Fabrikant, Frau u. Tochter	Pyrmont
Ziegler, Frl.	Berlin-Neubabelsberg
Ziegler, Schriftleiter	Berlin
*Ziehm, Frl.	Bielefeld
*Zimmermann, Frau Präsid.	Karlsruhe

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Studienrat O. Suffert, Detmold, Hermannstr. 11; für den Anzeigenteil H. Lottner, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig. Printed in Germany. D. A. I. Vj. 1935 3200. Pl. Nr. 2.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935 — August / Erntíng — Heft 8

Über das Wesen der künstlerischen Darstellungsform in der germanischen Malerei der Vorkarolingerzeit und ihre weltanschauliche Bedeutung (1. Teil)

Von Dr. Hedwig Gollob, Wien

Dank der verdienstvollen Sammelarbeit E. H. Zimmermanns über die vorkarolingischen Miniaturen sind wir imstande, in den gewaltigen künstlerischen Kreis dieser Darstellungen einen Einblick zu gewinnen. Eine Fülle reichhaltiger Schönheit entfaltet sich vor unseren Augen und die Vielfältigkeit der Erscheinungen wirkt verwirrend; wenn wir aber dann einen Blick auf die Reste des Buchschmuckes der vorangehenden Zeit, oder auf jenen der Karolinger Kunst machen, so fällt die Eigenartigkeit des Vorkarolingerstiles wieder deutlich zu einem bestimmten Bilde zusammen und wir sehen, daß doch hier ein gemeinsamer Grundwille arbeitet, welcher sich nur verschieden äußert. Wie bedeutend jene in ihm liegenden schöpferischen Kräfte waren, sehen wir an den Ausläufern jenes Stiles und wir bemerken oft, daß schon vorgeschrittenere Kunstideen mit den aus der Vorkarolingerzeit stammenden Vorstellungen noch lange arbeiten, ohne ihre Form zerstören zu können. Wie mächtig erscheint uns die seelische Grundstimmung einer solchen Weltanschauung, welche ich in verschiedenen Arbeiten zu erklären versuchte, und doch kann man noch lange nicht die tiefen Wahrheiten seines Wesens erkennen. Die Welt als das alles umfassende Weben von seelischen Kräften zu sehen und mit jenen Kräftevorstellungen auch künstlerisch gestaltete Formgedanken zu entwickeln, ist uns heutigen, körperlich denkenden Menschen sehr schwer geworden und dennoch wäre es vollkommen falsch, wollte man die große Wahrheit dieser Tatsache verleugnen oder nicht erkennen wollen. Doch während ursprünglich sich jenes Kräftespiel vorwiegend in den Bewegungserscheinungen des plastischen Ornamentschmuckes betätigte, so hat eine veränderte Verbindung mit dem Farbenwerte als auch ein stärkeres Hervortreten allräumlicher Vorstellungen zu einer Bevorzugung der Malerei hingetrieben. Darum mag es uns auffallen, daß zum Unterschiede von den Schmuckwerken die gedanklichen Einstellungen der Buchmalerei doch bedeutend einseitiger in ihrer Programmatik sind, da sie nicht so sehr einen rasch aufsteigen-

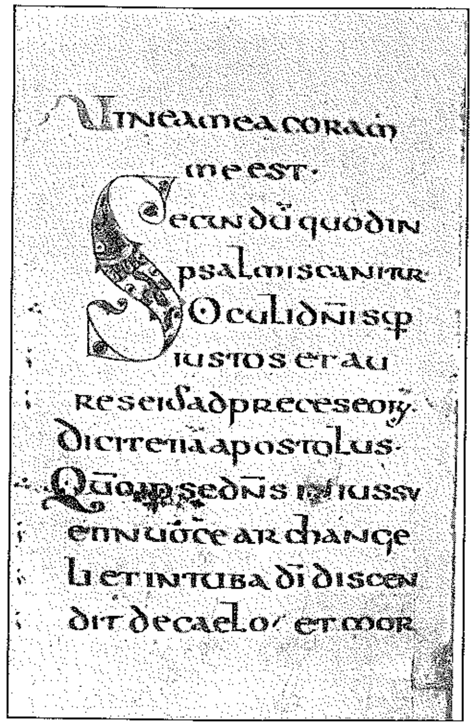


Abb. 1. Fischornamentinitiale S.

den Weg zeigen, als vielmehr infolge gewisser Voraussetzungen in einem bestimmten Stadium ihren ausgeprägten Willen entwickeln. Wir sehen besonders in den Miniaturen der älteren Zeit oft manche Dinge bildlich vereinigt, die wir in den Schmuckstücken als Ergebnisse verschiedenes Kunstwollen kennengelernt haben[1]. Jedoch müssen wir aufzeigen, daß diese Dinge bereits eine bestimmte Form in ihrer Verwendung angenommen haben. Die Vorstellungen der Kräfte zeigen deutlich Merkmale der Verkörperlichung in einem mehr oder weniger einfacheren Zustande und so erkennen wir eben auch den wahren Sinn der neuen Farbeneinstellung in das Kräftebild. In dem Augenblicke nämlich, als an Stelle der rein geistigen Grundmasse unkörperlicher Art eine stellenweise Verkörperlichung von Kräftezusammenstellungen tritt, kann auch diese herausgehobene Wesensvorstellung mit einer Farbenvorstellung verbunden werden, so daß die Farbe mithelfendes Darstellungsmittel wird, die verschiedenen Arten der Formen unterschiedlich zu machen. So dient die Farbe zur näheren Artbeschreibung der Formen, ebenso wie an und für sich durch die Zeichnung herausgehobene Einzelgestalt, während früher im 6. und 7. Jahrhundert eine Trennung der Kräftespiele mit ihren Eigenheiten eben nicht vorhanden war. (Vgl. etwa die Uppländer Funde, oder der Schmuck des Theoderich-Grabmales.) Es ist ja auch ganz klar, daß mit der Ausgestaltung jener verkörperlichten Darstellung des Kräftespieles für die Malerei sich ein immer breiteres Arbeitsgebiet eröffnete, da doch in dem Kleinschmucke alle jene höchsten Feinheiten nicht zum Ausdrucke gebracht werden können. Damit haben wir in großen Zügen das Wollen der künstlerischen Gedankengänge des 8. Jahrhunderts umrissen, wir dürfen aber nicht annehmen, daß die Darstellung mit Kräftespielen in der Karolingerzeit aufhört und vielleicht dadurch der Wandel in der Darstellung hervorgebracht wird, vielmehr entstehen im Laufe des 8. Jahrhunderts eben andere Abarten von Kräftedarstellungen, welche dann plötzlich selbständig werden und dadurch gleichsam an den Tag treten. — Diese Vorgänge spielen sich nun in der Buchmalerei sehr deutlich ab. Eine der ersten Eigentümlichkeiten des neuen Stilempfindens ist die sogenannte Fisch- und Vogelornamentik, die vorwiegend in der Wissenschaft vielleicht unbegründet auf den Inselkunstkreis geschoben wird (Abb.1). Natürlich ersehen wir sogleich, daß wir mit den Vorstellungen einer Tiernachahmung dabei einmal gar nicht zurechtkommen, sondern es liegen andere künstlerische Gestaltungen vor. Die Hauptform, auf welche alles zurückgeht, ist eine allräumlich geschwungene Ebene, auf welcher die anderen Dinge aufgeheftet sind. Die in rascher Flut vor uns sich windende Bewegungsform klappt sich an einigen Stellen auf und zeigt dann Gebilde zur Schau, die aber in ihren Einzelheiten auch wieder durch und durch von der bewegenden Grundebene bedingt sind. Wir dringen damit sofort in das Grundwesen mittelalterlicher Darstellungsart ein. Alle Erscheinungen befinden sich in einem Flusse, wie auf einem laufenden Bewegungsbande und nur dort, wo die Bewegung es will, dreht sie sich in die Erscheinungsebene um und

[1] Vgl. meine Studie im Oktoberheft des Jahrganges 1934 der Zeitschrift „Germanien".

zeigt den Inhalt ihres Wirkens. Es gibt einmal keine statischen Bedingungen körperlicher Gesetzmäßigkeiten, sondern aus dem reichen Schatze des großen Weltgeschehens kommen uns nur manche Dinge in gewissen Zeiten zur Erkenntnis, so daß wir mit unseren Sinnen gleichsam haltmachen, um unser Sehen darauf zu heften. Hierin liegt auch der größte Unterschied gegenüber jenem sich seit dem Beginne der Renaissance auf Grund statischer Gesetze des Gegenständlichen ausbauenden Weltbildes (vgl. meine Arbeit Lorenzo Ghibertis künstlerischer Werdegang. Straßburg ed. Heitz 1929). Wir erkennen an diesem Buchschmucke im Beginne aber auch, wie sehr er sich die in den Schmuckstücken entwickelten Gedanken als Ausgangspunkt neuen Wollens angelegen sein läßt. Dort ist bis zu einer gewissen Zeit die zerlegte und entwickelte Bewegungsmasse allein allumfassend in ihrem Bildvorwurfe der Darstellungsinhalt, doch merken wir ebenso auch in den germanischen Schmuckstücken, daß ein Zeitpunkt eintritt, in welchem der vollständig verkettete Zusammenhang in einen Doppelwillen verwandelt ist. Diese Wandlung beruht vor allem darauf, daß ein Raum geistig gesehen angenommen wird, in welchem nun jene Bewegungserscheinungen ihr allseitiges Spiel treiben. Zu der zusammenhängenden Masse tritt also ein Raum, in dem die Bewegungen räumlich wirken. Dadurch entstehen langsam aus der Einheitsmasse jene einzelnen Bewegungskörper geistiger Art. Sehr beachtenswert ist es, die Form der Bewegungsebene ins Auge zu fassen. Sowie in der vergangenen Kunst seit dem 6. Jahrhunderte liegt auch hier auf der Kante die Bewegungsströmung, was ja der ganzen weltanschaulichen Lage entspricht, wo erst in manchen Augenblicken eine weiterfließende Breitseite inhaltlich gezeigt wird. Enge mit diesem Zustande ist nun der Begriff der Fischornamentik verbunden zu denken. Die Fischform zeigt sich sogleich als eine Umklappungserscheinung der gedrehten Ebene und ist als Darstellung einer Bewegungskraft innerhalb der Umklappungsfläche in ihrer Gestalt an diesen Bewegungszustand gebunden. Es gibt darum genug oft Bildungen, bei welchen die Form kaum die Fischgestalt erkennen lassen kann. An einem Ende der Flächendrehung sehen wir das Kopfende, eine Schlußform der Bewegung, welche ja ganz bezeichnend ist und worüber ich in verschiedenen Arbeiten gesprochen habe. Das andere Ende kann aber überhaupt nur dann vorkommen, wenn die Bewegungsfläche sich wieder zu einer Kantenweiterbewegung umschlägt und nach dem Umschlage abbricht, so daß die schwanzartige Speilung zustande kommt; sie muß aber dort ganz fehlen, wo etwa die Bewegungsebene sich noch weiterdreht und nicht abbricht, da dann kein Kräfteauslauf erreicht wird. Die übrige Ähnlichkeitsvorstellung wird noch durch die flossenartigen Gebilde verursacht, die sich an die Bewegungsebenen ansetzen; doch sehen wir diese Einzelheiten auch im Inneren der Bewegungsfläche in einem bestimmten Sinne verwendet. Nun wissen wir aus den übrigen gleichzeitigen Bildern, daß jene Gebilde nicht bloß an solchen Vorstellungen, sondern auch an allen anderen Verwendung finden. Ich erinnere bloß an die menschlichen Gestalten der Leges Barbarorum, die ebensolche Schuppenbildungen und ähnliches als Aufbauwesenheiten in sich tragen. Es sind dies also auch Bewegungsformen genau so wie alles andere. Wir können nun beobachten, daß bei diesen Dingen eine Bewegungsart auffallend vortritt, die sich aber wieder in Verschiedenheiten abwandelt. Hierbei ist die Wellenbewegung ebenso maßgebend wie bei der Schwingung die Bewegungsebene selbst. Sei es nun, daß von einer Ecke ein ganzes Wellenbündel ausgeht, welches allräumlich durcheinanderwogt, oder wir bloß zwei Wellen haben, die sich rund oder in eckigen Formen gegeneinander bewegen; auch die einzelne Welle kommt vor, doch ist dies schon eine Seltenheit, da es sich ja vorwiegend um ein Gegeneinanderspielen verschiedener Bewegungen handelt. Eine andere gleich häufige Art ist die Laubenform, welche im Grunde genommen nur eine Spielart der Welle ist, in dem bloß die Gegenbewegung auf der gleichen Bahn zurückläuft. Die Laube kann nun regelmäßig sein und gleichförmig, kann aber auch ebenso wie die Welle ungleich der Bewegungsforderung selbst nachgeben

und dies ist eigentlich der gewöhnliche Fall, denn die gleichartige Laube kann doch nur wieder auf einer stillgelegten ruhenden Ebene vorkommen, etwas, was in jener Zeit nicht häufig erscheint, sondern vielmehr erst später eine Rolle spielt. Die bekannteste Form in der vorkarolingischen Kunst ist jene der Laubenbögen in den Handschriften, doch wird auch hier das Gedankenbild sehr reichhaltig. Diese Bildvorstellungen sind nun für die Gestaltung des Inneren der aufgeklappten Bewegungsebene, der sogenannten Fischform, durchaus bestimmend. Die Schlupfen können aber ebenso auch als Schwanzende gesehen werden, wenn die Ebene dort nicht geschlossen ist, sondern die Bewegungskräfte in allerdings meist zurückkehrender Art auslaufen. Ein gleiches Auslaufen ist wie an anderen Stellen vielfach an dem Kopfe zu sehen, wo aus dem Munde ein dünner Wellenfaden entschlüpft, dessen Bewegung in einer Endrose in sich kehrt. — So erklärt sich also aus den Bewegungsformen die ganze Bildung der Fischornamentik völlig auf, aber es kommt dem Geiste der damaligen Zeit entsprechend noch ein anderes Wesen hinzu: Die Menschen sehen ja tatsächlich in den Gestalten der sie umgebenden Welt bekanntlich nichts anderes als das Wirken jener geistigen Kräfte, und der Unterschied gegenüber unserer Weltanschauung besteht eben vor allem darin, daß sie nicht die unabhängige Körperlichkeit daran erkennen, sondern, daß alles ein verschieden gestaltetes fließendes Wesen der Kräfteform sein muß; so haben wir gerade an der Vorstellung des Fisches ein Prachtbeispiel, wie jene Menschen des Mittelalters an die Naturform herangehen. Aus der Literatur ist uns dies nie so einfach ersichtlich, da hier eigentlich nur die Edda ein reines Bild geben kann, denn fast alles andere von größerem Gehalte ist doch schon wieder das Kind eines späteren Weltsehens. Dabei ist uns die Edda in vielen Fällen noch ebenso ein Buch mit sieben Siegeln gewesen wie die gleichzeitige künstlerische Darstellung. So ist also die Fischform, deren Bewegung mit der Kante läuft, und welche sich nur in wenigen Zeitläuften in die Breitseite aufklappt — besonders dann, wenn die Bewegung tot ist — der richtige Ausdrucksfaktor für alle jene Erscheinungen. Auch die Form des umgelegten Fisches, die Bewegung der Schuppen und so weiter, alles wird in diesen Vorstellungskreis hineingezogen und man verband mit diesen Tatsachen genau solche Wahrheiten als in späterer Zeit der Renaissance etwa mit der körperlichen künstlerischen Anatomie. — Wir haben also mit der Behandlung der Fischvorstellung nur ein kleines Wesen aus der Gedankenentwicklung jener seelischen Einstellungen herausgegriffen. Sind zuerst diese Zusammenstellungen stark von der Bewegungsebene beeinflußt, so wird die Lage aber anders, als sich jener Verselbständigungsgang der Bewegungseinzelgestalten ergibt. Die Dinge schweben von der Ebene ab und entwickeln sich auf Grund der sehr bald eintretenden Kräfteverkörperung (vgl. meine Studie über die Grundzüge der künstlerischen Formengestaltung des Mittelalters). Die Verselbständigung der Bewegungsformen innerhalb eines übergeordneten Bewegungsgedankens — denn die Verselbständigung ist besonders in der ersten Zeit nur eine räumliche — schreitet langsam vorwärts. Dabei entwickelt sich auch die Bewegungsebene weiter, aber es mag wohl einleuchtend sein, daß eine gewisse Zeit der Ausgestaltung der Bewegungsformen eine viel größere Vorliebe zugewendet wird. Ihre Entfaltung bis zu einem Reichtume, wie ihn das Buch von Kells bietet, geht immer in den Bahnen räumlicher Bewegungsgedanken. Sie sind zwar irgendwie mit der Bewegungsebene verbunden gedacht, jedoch ist auch ein durch die Räumlichkeit bedingtes Sichabheben der Bewegungseinzelheiten vorhanden. Gerade in solchen Augenblicken der Darstellung erreicht wieder eine andere Bewegungsvorstellung, nämlich die Vogelform, ihren Höhepunkt, da ihr Körper viel ausladender gedacht ist, während die Fischform mehr das Einordnen in die geschlossene Bewegungsebene wiedergegeben hat. Auch die Fischform selbst verändert sich dann in diesem Sinne. Die Gestalt wird voller und zerteilter. Es entsteht auf Grund solcher Voraussetzungen ein großer Formenreichtum. Die Verkörperung nimmt immer umgreifendere Maßnahmen an und geht

auch auf die Bewegungsebene über. Sie setzt sich nunmehr aus Verkörperungen ihrer Situation zusammen. Dadurch gewinnt sie immer mehr den Charakter von etwas Bauenden, welcher die entsprechende Grundform verleiht und oft das Gerüste für die Ergüsse der Bewegungskörper darstellt. Im Gegensatze zum Beginne der Buchmalerei, als der Begriff der bewegten Ebene vorwaltete, gelangt nun der Gedanke des Aufnehmens abhängiger zweitgradiger Kräftekörper allmählich hervor, und es wird ein zusammenhängender Kräftekörper übergeordneter Art gebildet, in welchem anderen Bewegungsformen als zweitrangige Elemente mitwirken. So geschieht es, daß wir nach einer Blütezeit der sich rasch entwickelnden Bewegungskräftegestalten auf einmal vor einer veränderten Wesenheit zu stehen kommen, indem die bauenden Kräfte das Gerüste werden und als untergeordnete Teile eine Unzahl von ehemalig freien Bewegungskräften in sich wirken lassen. Auch in den Schmuckstücken gibt es einen solchen Zustand, nur kann natürlich eine ähnlich feine Zergliederung der abhängigen niederen Kräfte dort nie stattfinden, wie dies die Malerei zu zauberhaften Formenschönheiten in der Ebene gestaltete. Wir sehen aber Hand in Hand mit dem Werden eines solchen Geschehens auch die Kräfteeinteilung laufen, welche zwischen bauenden Erstkräften, davon abhängigen reinen Bewegungsformen und rippenhaft auf den zweitrangigen Kräften manchmal aufsitzenden und sie gleichsam bewegenden Innenkräften unterscheidet. Selbstverständlich haben wir nicht sofort einen fertigen Zustand in der Buchmalerei vor uns, sondern genau so wie in dem Kleinschmucke gibt es in der Handschriftenmalerei Zustände, welche diesen Gegensatz zwischen bauenden Kräften und darüber flammend hervorquellenden Bewegungsströmen charakterisieren (vgl. etwa Ambrosius aus St. Petersburg, siehe Zimmermann, Bd. 1, Tf. 117). Man spürt dann noch aus den lockeren schaumartigen Gebilden die Masse des alles umfassenden Einheitskörpers früherer Zeiten deutlich heraus. Hier ist ein ungebunden jegliches Wesen durchdringendes Fließen, während aus dieser Entwicklungsstufe erst eine geschlossene zusammengehaltene Willenseinheit von untereinander verbundenen Teilkörpern erwächst, die in streng ausgebildeter Art keine reine Bewegungsmasse mehr kennt. Wir dürfen uns nun aber das Ganze nicht so vorstellen, als ob die Veränderung immer in gerader Linie in allen Gegenden vorwärtsgegangen wäre, sondern wie dies schon gewöhnlich so ist, bleiben die Gedanken der Zwischenstadien sehr gerne irgendwo hängen.

Der Geck

Von Dr. med. Büch, Essen

Über den „Geck“ als Giebelzier westfälischer Bauernhäuser habe ich bereits kurz berichtet[1]. Eine Erweiterung dieser ersten Mitteilung soll nun hier folgen.

Über das Vorkommen des Geck in Westfalen und seine Begrenzung gibt Brandi erschöpfende Auskunft[2]. Als Hauptgebiet haben wir das Tal der Else und Werre anzusehen, weitergefaßt, die Mulde zwischen den westlich von Osnabrück gelegenen Höhenzügen im Westen, zwischen Osning im Süden und den Weserbergen im Norden. Brandi faßt den Geck als das Wahrzeichen eines von Nordosten her durch die Westfälische Pforte eingedrungenen Volkes auf. Durch die zahlreichen Öffnungen der Weserberge habe er sich dann auch nach Norden, gleichwohl nur sporadisch, ausgedehnt. Ohne Kritik an Brandis Feststellungen und den daraus gezogenen Vermutungen üben zu wollen, möchte ich nur auf folgendes hinweisen: Man findet die Säule als Giebelzier außer in Westfalen

[1] Büch, Der Geck, „Germanien“, 1935, H. 6.
[2] Brandi, Stammesgrenzen zwischen Ems und Weser, Mitt. d. Ver. f. Gesch. und Landeskunde von Osnabrück. Bd. 18, Jg. 1893.

Abb. 1a. Kühndorf am Dolmar. Hausecke mit Schreckkopf.

Abb. 1b. Markfuhl i. Thür. Hausecke mit Doppelspirale und Sechsstern.

Abb. 2. Der „Geck" in gedrehter und kantig bearbeiteter Form.

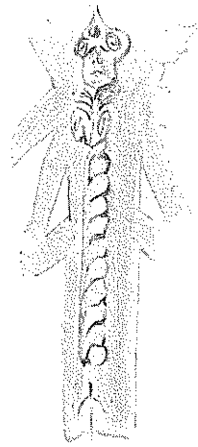


Abb. 1a.

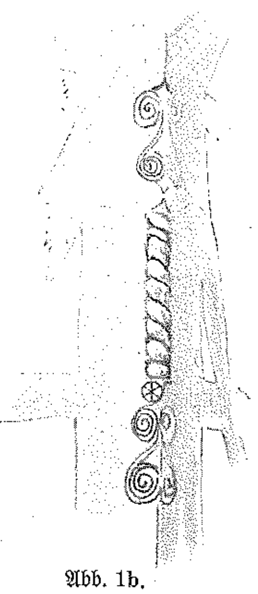


Abb. 1b.

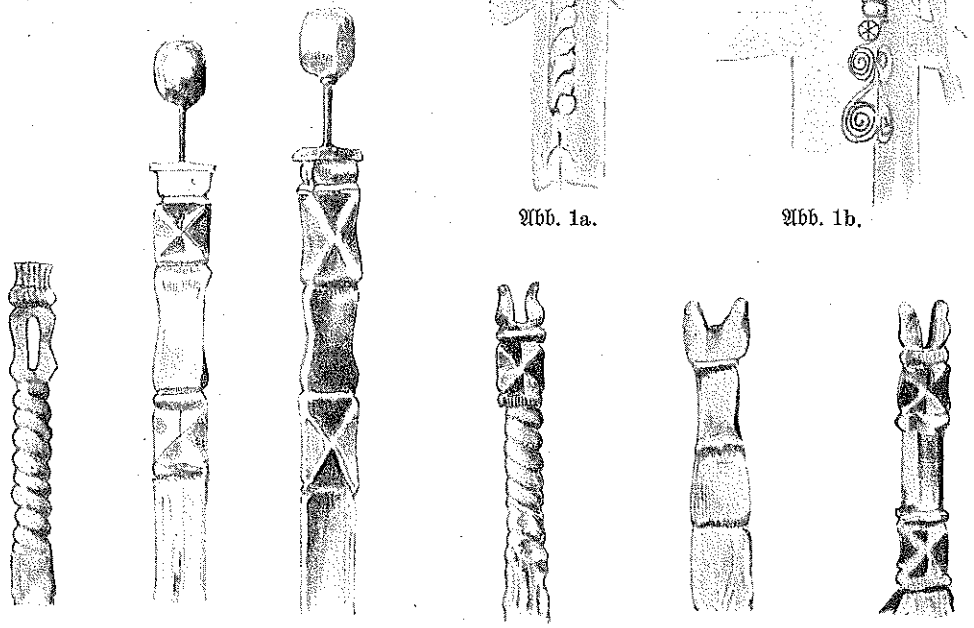
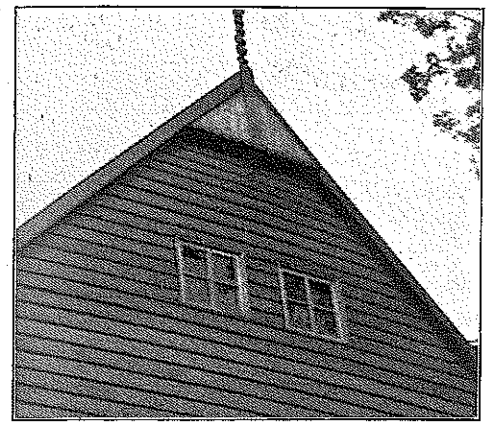


Abb. 2.

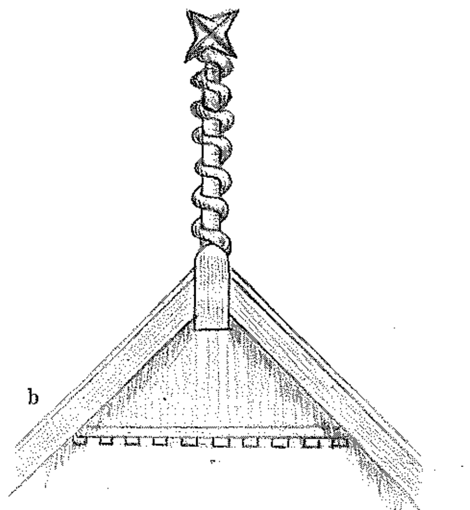
auch in Friesland und in Gegenden wendischer Besiedlung (Wendenknüppel). Man findet sie weiter, zwar nicht am Giebel, aber als Verzierung an Ecken des Fachwerkbaues z. B. in Thüringen und Hessen[1] (Abb. 1). Es lassen sich da Beziehungen feststellen, die zweifellos noch weiterer Klärung bedürfen. Erstaunlich ist es zu beobachten, welche Fülle von Literatur sich mit einem ähnlichen Giebelschmuck, den Pferdeköpfen, befaßt und wie stiefmütterlich, daran gemessen, bisher der Geck behandelt worden ist.

In technischer Hinsicht stellt der Geck ein Vierkantholz dar, das zwischen die oberen Enden der Giebelbalken eingefügt ist. Der über den Giebel hinausragende Teil ist gedreht oder anderweitig ornamental behandelt. Der untere Teil, Geckpaol genannt, steht auf dem Querbalken des Giebeldreiecks, dem Geckstuhl. Ursprünglich ist das von Giebelbalken und Geckstuhl gebildete Dreieck eine offene Luke, Ulenlok, Ulenflucht oder auch Kraienstol genannt. Nach herkömmlicher Auffassung diente diese Luke zum Abzug des Rauches vom Herdfeuer. Der Geckpaol teilt diese dreieckige Luke ursprünglich in zwei Hälften. Später wird die Luke vielfach verschlossen. Dann verschwindet der Geckpaol bisweilen hinter einer dreieckigen Platte oder einfachen Brettern, oder er teilt auch die

[1] Aus: Weigel, Lebendige Vorzeit. A. Metzner Verlag, Berlin 1934.

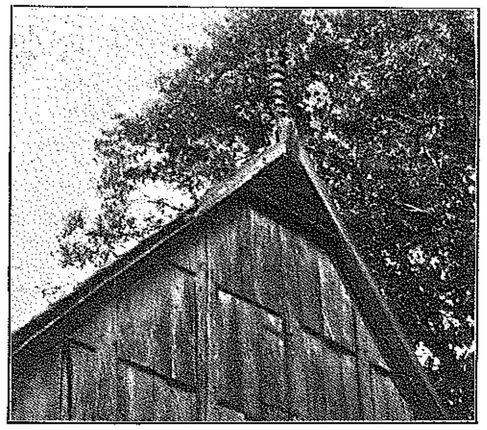


a

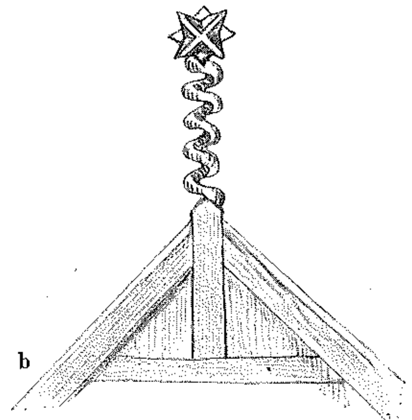


b

Abb. 3. Auf dem Kotten des Bauern Alleweit in Riemsloh.



a



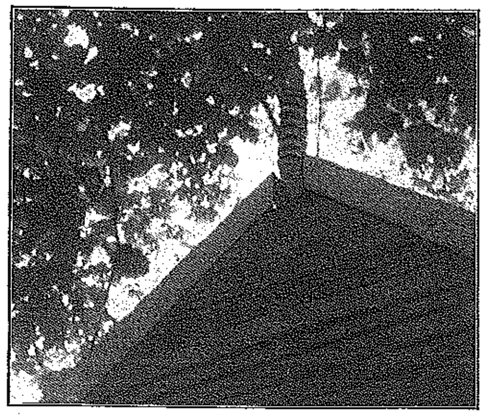
b

Abb. 4. Auf Redekers Stätte. Heute Wellmann in Riemsloh 1727.

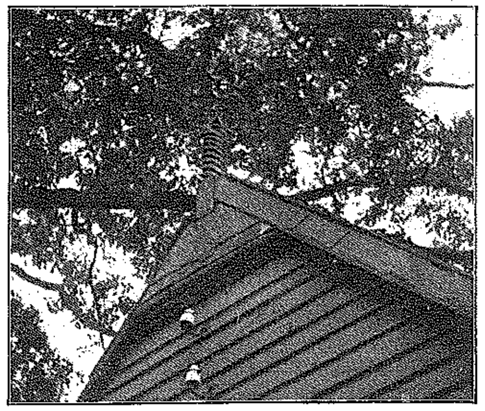
Verschlußplatte in zwei Hälften. Alle Einzelteile des Giebels tragen häufig Verzierungen, sei es in Form von Sprüchen, linearen oder pflanzlichen Ornamenten der germanischen Ideenwelt, oder, wie häufig auf der Platte in Form der sog. Methörner. Der über den Giebel hinausragende Teil der Säule zeigt eine Menge von Varianten. Unter allen aber können wir deutlich zwei fundamental verschiedene Typen unterscheiden: Die runde Säule und die kantig bearbeitete. Kombinationen beider Typen an derselben Säule kommen vor (Abb. 2)[1]. An ihrem oberen Ende ist die Säule entweder ohne Abschluß oder sie trägt einen Stern, eine Kugel oder Knauf. Der Knauf, auf einer Thüringer Säule als Schreckkopf bezeichnet, trägt bisweilen auch auf dem westfälischen Geck menschliche Züge, die an primitive Darstellungen erinnern, wie z. B. den Kopf an der Kirchenwand von Alleringersleben (vgl. „Germanien", 1934, H. 7) (Abb. 3—6).

Die kantig bearbeitete Säule soll hier nicht Gegenstand der Untersuchung sein. Ihr Prinzip ist ein anderes als das der gedrehten Säule. Hier die Schlange, dort die Doppelaxt, die sowohl im Flächenornament, wie in der Skulptur der kantigen Säule immer

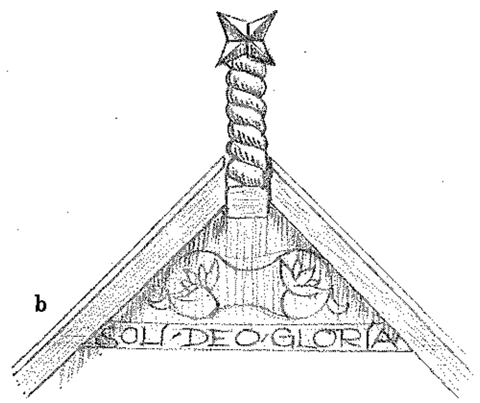
[1] Aus: Beiträge zur Geschichte d. westf. Bauernstandes. Berlin 1912, S. 727.



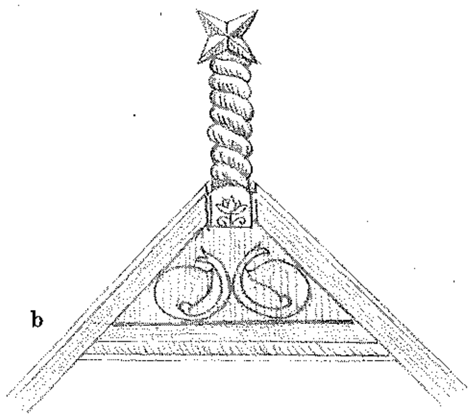
a



a



b



b

Abb. 5 u. 6. Auf Sudbroeks Scheune in Bennien, Kreis Melle, 1821 aufgerichtet, Geckpaol ist auf beiden Seiten stark verwittert, so daß beide anscheinend älter sind.

wieder zum Ausdruck kommt. Ich verweise dazu auf H. Wirth: Die Heilige Urschrift der Menschheit, S. 572.

Bei der gedrehten Säule, die uns im folgenden ausschließlich beschäftigen soll, unterscheidet man die einfach (s. Abb. 3 u. 4), zweifach und dreifach (s. Abb. 5 u. 6) gedrehte. Einfach gedreht ist die Form, die einer sich um einen Stab windenden Schlingpflanze entspricht. Die zwei- und dreifach gedrehte Form kann man sich am besten an zwei oder drei umeinander gedrehten Bindfäden demonstrieren. Die Richtung der Drehung soll, wie mir ein Zimmermann in Riemsloh sagte, in dessen Familie sich das Zimmermannshandwerk, und damit die Anfertigung des Geck seit 400 Jahren erhalten hat, von rechts nach links gehen, und zwar, „weil sich die Pflanzen von rechts nach links drehen". Diese botanische Erklärung — das soll gleich vorweggenommen werden — stimmt nur teilweise. Die meisten Schlingpflanzen sind Linkswinder. „Von oben besehen laufen die Windungen von Nord über West, Süd und Ost nach Nord, also umgekehrt wie der Uhrzeiger. Rechtswinder unserer Heimat sind Hopfen, Geisblatt und Polygonum convolvulus."[1] Entsprechend findet man rechts- und linkswindende Säulen. Welche vorherrscht, könnte ich nicht angeben.

Das alles sind Einzelheiten, die ich in keiner zusammenhängenden Darstellung bisher gefunden habe und die als altes Volksgut zweifellos verdienen festgehalten zu werden. Dasselbe gilt für den Sinn und die Bedeutung der Säule. Ein Zimmermann sagte mir,

[1] Straßburger, Lehrbuch der Botanik.

der Geck hänge mit heidnischen Gebräuchen zusammen; der erwähnte Zimmermann aus Riemsloh führte den Geck auf Wotan zurück. Mehr als solche kurze Hinweise bietet auch die Literatur kaum. Auch hier wird auf heidnische Symbole oder Nachahmungen der Irminsäule[1] verwiesen. Und doch bietet der Geck so außerordentlich viel Interessantes, das der Erhaltung wert wäre.

Wie ich schon in der ersten Mitteilung andeutete, wird man der Bedeutung des Geck nur von mythologischer Seite beikommen können. Als obersten Gott der Germanen nennt Tacitus den Mercurius. Nach heute allgemein gültiger Auffassung haben wir in dem römischen Mercurius den Germanengott Wotan zu erblicken. Beiden sind als Abzeichen gemeinsam der Hut und der Stab, beiden die Eigenschaft des Seelengeleiters. Der Wünschelstab Wotans ist nichts anderes als der Caduceusstab Mercurs. Das Prinzip der zwei sich windenden Schlangen und seine Symbolik hat sich in einer Reihe von Gegenständen bis auf unsere Zeit erhalten. Ich erinnere an die von H. Wirth angeführten Schulzenstäbe, das Krumpholz u. a. m. Auf eine Anfrage betreffs des Geck teilte mir H. Wirth mit, daß auch „dieses Giebelzeichen ursprünglich aus zwei Schlangen besteht". Wir haben also keinen Grund daran zu zweifeln, daß wir den Geck als Wotanszeichen ansprechen dürfen. Und wir können damit gleichzeitig als Prototyp des Geck die zweifach gedrehte Säule herausstellen, aus der sich erst später die einfach und dreifach gedrehte entwickelt hat.

Wotans Einfluß greift tief ins menschliche Leben. Er ist der Gott des Krieges und des Sieges, in hervorragender Weise Gott der Toten. Als Windgott verursacht er Krankheiten, heilt sie aber auch. Am Leben der Familie hat er persönlichen Anteil, er wacht über das Vieh und den Ackerbau zur Zeit der Aussaat und der Ernte. „Die Sage", schreibt Grimm, „hat aber noch einen Zug, der uns nicht entgehen darf. Wodan, aus seiner himmlischen Wohnung, schaut durch ein Fenster zur Erde nieder, vollkommen der altnordischen Vorstellung gemäß. Odhinn hat seinen Thron, Hlidhskialf genannt, auf dem er sitzend die gesamte Welt überschauen und alles, was unter den Menschen vorgeht, hören kann."[2]

Kann es anders sein, als daß ein solcher Gottesglaube sich Wotan nicht nur im Himmel thronend, sondern mitten unter den Menschen weilend vorstellte? Aber man wies ihm doch einen erhabenen Sitz zu. „Überall dachte man sich die Gottheit in der Höhe thronend und weit umherschauend" (Grimm). Die höchste Stelle des Hauses ist der Giebel. Hier richtete man Wotans Zeichen auf. So ist der Giebel für den Germanen, was für den Katholiken der Hausaltar: Eine Stätte der Gottesverehrung. In dieses Bild fügen sich zwanglos einige andere Züge ein. Der Geckstuhl — vielleicht erinnert die Bezeichnung „Stuhl" daran, daß Wotan das Leben unter ihm nur überschauen kann, wenn er auf seinem Stuhle sitzt und durchs Fenster schaut — trägt bisweilen Verzierungen, die dem Mythos entlehnt sind: Die Raute, den Lebensbaum, das Sonnenzeichen u. a. m. Unter christlichem Einfluß werden daraus Sprüche oder Inschriften wie: Soli Deo Gloria u. a. Auch der Bezeichnung „Kraienstol" muß in diesem Zusammenhang gedacht werden. Krähen lassen sich dort oben höchst selten einmal nieder, weshalb der Grund nicht einzusehen ist, daß der Giebel nach ihnen benannt würde. Der Name erhält aber einen Sinn, wenn wir daran denken, daß die Raben Wotans heilige Vögel sind. Wenn Wotans wildes Heer durch die Nächte braust, dann fliegt dem Zug die Eule voraus. Also auch sie steht in engster Verbindung mit Wodan, und Ulenlok und Ulenflucht mögen nicht nur darauf zurückgehen, daß Eulen bisweilen in der Luke gehaust haben. Die Luke ist ursprünglich offen, um den Herdrauch abziehen zu lassen. Das hat aber nur Sinn, solange kein Zwischenboden vorhanden ist. Wo aber ein solcher vorhan-

[1] Minden-Ravensberg unter der Herrschaft der Hohenzollern.
[2] Grimm, Deutsche Mythologie.

den ist, und das ist doch in relativ frühen Entwicklungsstadien des Bauernhauses bereits der Fall, da hat die Luke diesen ihren Sinn verloren. Und doch hält sie sich. Bisweilen wird die große Luke verschlossen, aber man schneidet wieder kleinere Luken in die Abschlußbretter. Auch das mag seinen tieferen Grund haben und ich möchte ihn darin sehen, daß man versucht, die himmlischen Verhältnisse im kleinen nachzuahmen. Wotan kann das Leben nur überschauen, wenn er aus seinem Fenster sieht. So komme ich dazu, den Giebel als Ganzes aufzufassen, als Wohnsitz und Weihestätte Wotans, gekrönt von seinem Wahrzeichen, der Säule. Einem Altare gleich schmückt man den Giebel aus und die verwandten Ornamente haben alle mehr oder weniger Beziehung zur Gottheit.

Was schließlich die Etymologie des Geck betrifft, so hatte ich darauf hingewiesen, daß die ursprüngliche Bedeutung des Wortes geck wohl ist: drehbar, beweglich[1]. Im Laufe der Zeiten mag der Volksmund die Bezeichnung Geck für die Säule tatsächlich mit der Vorstellung von etwas Gedrehtem einmal verbunden haben. Nun gibt es aber auch die kantig bearbeiteten Säulen, die ebenfalls den Namen Geck führen. Wir werden also in dem Worte Geck wahrscheinlich etwas anderes zu suchen haben, nämlich den Namen eines unserer ältesten nordischen Lebensbäume, des Wacholder. „Wachholter, Queckolter usw., d. h. alts., altfries. ‚Quik, ahd. Quek, Queh, ags. Cwic, cwicu, cucu, altnord. Kvikr usw.‘ lebend" (Wirth). Queckolter ist der Lebensbaum Gottes. Daraus ist unser Geck geworden.

Hiermit sind eine Reihe von Beobachtungen zusammengestellt worden, die erweitert und vertieft werden können. An den Ausdeutungen und Schlußfolgerungen mag dieses oder jenes geändert werden müssen. Wie vieles ist unzulänglich an dem Versuch, aus weitzerstreuten Trümmern eine germanische Welt neu erstehen zu lassen.

Die Kirche in Blexen (Oldenburg)

Von Pastor i. R. H. Ibbeken in Hude

Nahe der Wesermündung, Bremerhaven gegenüber, liegt das uralte Dorf Blexen mit seiner Kirche, deren Turm den Schiffen auf der Weser jahrhundertelang als Fahrzeichen diente. Hier hat der Missionar Willehad seinen Sitz gehabt und hier ist er im Jahre 789 gestorben (beerdigt im Bremer Dom). Den heute noch im Blexer Pfarrgarten neben der Kirche befindlichen Brunnen soll er mit seinem Stabe erschlossen und mit dem Wasser die ersten Heiden getauft haben. Daß Willehad, der erste Bischof von Bremen, in Blexen den Mittelpunkt seiner Missionstätigkeit hatte, läßt ohnehin einen Schluß auf die Wichtigkeit dieses Platzes zu. Blexen liegt auf einer hohen Dorfwarf, etwas höher als der heutige Deich. Die Warf nimmt hier den Deich auf. Sie wird ihn in alten Zeiten weit überragt haben, da der Deich vor Jahrhunderten erheblich niedriger war. Die Namen Plekateshem, Plekkazze und Blackeson, die für das Jahr 789 für Blexen genannt werden, hat man als „Blitzheim" gedeutet. Sie weisen damit auf die Verehrungsstätte des Donar hin, die in Blexen bestanden hat. Bekannt ist ja, daß die ersten christlichen Kirchen, Kapellen und Klöster mit Vorliebe an den den Germanen heiligen Stätten errichtet wurden, um so die Verehrung der Götter auf den Gott der Christen umzulenken. Dabei nahm die Kirche des Mittelalters viele mythologische Vorstellungen der Vorzeit auf, deutete sie christlich um und übertrug sie auf die Apostel und andere Heilige. Die an den Stätten der Verehrung des Donar erbauten Kirchen wurden oft dem Apostel Petrus geweiht. Donar mit seinem Hammer Miölnir kehrte wieder in Petrus mit seinem Schlüssel. In Blexen wurde die Überlieferung für Donar in der Legende vom heiligen Hippolyt fortgesetzt. Im Kampf der Rüstringer Friesen im Jahre

[1] Woeste, Wörterbuch der westfälischen Mundart.

1368 bei Coldewärf (nicht weit von Blexen) gegen die Oldenburger Grafen sah man in der Luft die eherne Keule des Hippolyt, etwa 200 Pfund schwer, welche die Feinde zerschmetterte. So meldet die Sage. Das Eisen war wirklich vorhanden und wurde noch bis zur Reformationszeit als Keule des heiligen Hippolyt in der Blexer Kirche aufbewahrt. Jolricus Meinardus, von 1563 bis 1586 Pastor in Blexen, schrieb: „Diese Keule hat mein Vater Meinardus Jolricus s. A. auf Befehl des Grafen Anton I. von Oldenburg mit vielen andern Zierden dieser Kirche um 1534 nach der Burg Ovelgönne gebracht." Das Eisen stammte wahrscheinlich aus germanischer Vorzeit und wird den Hammer des Donar, den Miölnir, bedeutet haben. Vielleicht ist das Stück vor Jahrtausenden als Meteoreisen „vom Himmel gefallen". — Ein altes Steinbild mit der Darstellung, wie der Hippolyt der griechischen Sage auf dem Acker von einem Stier zu Tode geschleift wird,



Abb. 1. Säulenkopf unter dem Ansatz des zerstörten Gewölbes im untern Geschoß des Kirchturms von Blexen (Oldbg.) noch stark mit Kalk bedeckt.

befindet sich in der Kirche an der Nordseite des Chors. An derselben Stelle in der Außenmauer aber wird das Grab des heiligen Hippolyt gezeigt, eine durch eine Tür verschlossene Höhlung mit einem Stein, der dieselben für einen Menschenkörper passenden Aushöhlungen zeigt, wie das Felsengrab bei den Externsteinen. Hier soll Hippolyt eingemauert gelegen haben. Leider ist bei Erneuerungsarbeiten an der Kirche vor 50 bis 60 Jahren von dem Felsengrab vorn etwas weggeschlagen. Meines Wissens ist dieses in den Stein gehauene Grab das einzige bekannte neben dem an den Externsteinen[1]. Die beiden Felsengräber werden zum germanischen Mysteriendienst gehört haben. Man darf deshalb annehmen, daß das Heiligtum des Donar in Blexen besonders ehrwürdig war. An dieser heiligen Stätte haben einst unsere Vorfahren aus weiter Ferne sich versammelt. Auch im Mittelalter war die Blexer Kirche eine Wallfahrtskirche. Noch in protestantischer Zeit hat der Ortspfarrer einem Pilger aus fernen Landen ein Zeugnis darüber ausgestellt, daß er die Kirche besucht hat.

Wichtig für die Frühzeit ist der riesige Turm, der noch die Spuren daran trägt, daß

[1] Der Felsensarg oder das Steingrab gleicht dem an den Externsteinen. Die Länge der Vertiefung beträgt 1,80 m. Wo die Kopfhöhle ist, geht eine runde Öffnung nach außen, diese ist vergittert. Ein Rundbogen (wie bei dem an den Externsteinen) wölbt sich über dem Grabe. — Ein Lichtbild des Ganzen läßt sich leider nicht anfertigen, da heute der Felsensarg vermauert ist. Nur das Mittelstück in etwa einem Drittel der Länge des Grabes läßt sich öffnen (Nachtrag des Verf.).

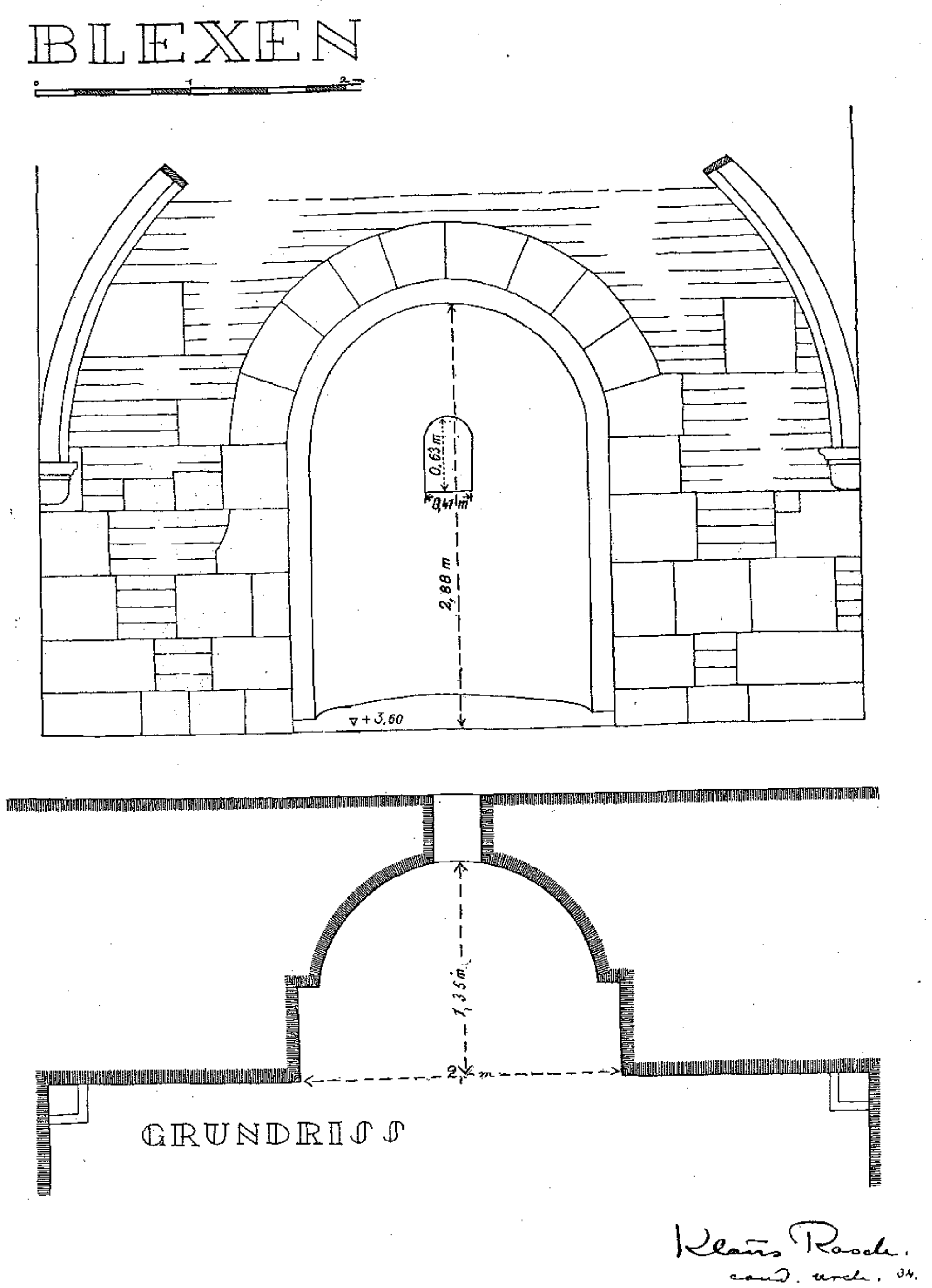


Abb. 2. Nische in der Ostwand des 1. Turmgeschosses der Kirche zu Blexen (Oldbg.).

er im Jahre 1419, als die Bremer den von den Rüstringer Friesen verteidigten Turm belagerten, von ihnen teilweise zum Einsturz gebracht wurde. Man kann es noch heute erkennen, daß die Nordwestecke des Turms zusammengebrochen ist. Der Turm mit seinen bis zu 2 m dicken Mauern hat im untern Teile zwei Geschosse, die, wie die in den Ecken stehenden Pfeiler mit ihren Bogenansätzen zeigen, einstmals Gewölbe trugen. An dem Säulenkapitell in der Südwestecke habe ich unter dem daraufgestrichenen Kalkmörtel ein bärtiges Mannsgesicht erkannt (Abb. 1). Will man annehmen, daß die Form des Gesichts nur zufällig durch Verwitterung des feuchten Sandsteins entstanden sei, so fällt es doch auf, daß dies gerade am Kapitell geschah, während sonst der noch vorhandene Sandstein sich gut gehalten hat. Auch in und an andern alten Kirchen sieht man bärtige Köpfe und Hermen als Träger des Gebälks oder der Bogen. — Der Eingang zum Turm ist im Westen. Am Ostende des untern Turmgeschosses gehen an der Nord- bzw. Südseite Steintreppen innerhalb der Mauern in das obere Stockwerk und höher. Oben sieht man im O s t e n nach der darangebauten Kirche zu eine halbkreisförmige Nische, 2 m breit, 1,35 m tief, mit einer Öffnung im Osten, rundbogig, von Sandsteinblöcken eingeschlossen, während sonst große, alte Backsteine verwendet sind (Abb. 2). Mein Großvater, der dort Pastor war, hat vor etwa 80 Jahren aufgezeichnet, daß die Leute erzählten, in dieser Nische hätte einst ein Götzenbild gestanden. Heute scheint diese Überlieferung vergessen zu sein. Soll man das „Götzenbild" auf eine Heiligenfigur aus dem Mittelalter, vielleicht den Petrus, deuten, die in der Reformationszeit entfernt ist, oder auf eine Gestalt aus der vorchristlichen Zeit? — An der N o r d s e i t e des Obergeschosses ist ebenfalls eine Nische, unten von Sandsteinen, oben von Tuffsteinen eingefaßt, rundbogig, nach außen hin sich verjüngend, vorn 1,13 m breit, 1,09 m hoch, 1,32 m tief, mit einer runden Öffnung in der Außenmauer, die 52 cm Durchmesser hat (Abb. 3). Die Öffnung ist zugemauert. Man erkennt an der Außenseite des Turms, wie der Sandstein an dieser Stelle für das Loch geformt ist. Der Boden dieser Nische ist mit Flintsteinen in Kalk bis zur Höhe der runden Öffnung roh ausgefüllt. Das Loch ist als Fenster zu klein, auch als Schießscharte nicht zu erklären. Die Anlage weist Ähnlichkeit mit dem Sazellum in den Externsteinen auf, wo ebenfalls zwei Nischen sich finden, die eine mit derselben kreisrunden Öffnung. Sollte der Raum auch in Blexen für den Sternendienst eingerichtet gewesen sein, wie W. Teudt es vom Sazellum annimmt? — Die Säulen im Erdgeschoß des Turmes stecken zu etwa 1 m im Boden. Vielleicht hat man vor 500 Jahren, als man den teilweise zusammengebrochenen Turm wieder aufbaute, zur Befestigung des Fundaments den tiefergelegenen Teil des Raumes mit Erde zugeschüttet. — Ich habe den Kirchenrat von Blexen gebeten, die eingeworfene Erde herausgraben zu lassen und den Raum wieder in den alten Zustand zu versetzen. Es würde sich gewiß lohnen, dieses alte Bauwerk wiederherzustellen.

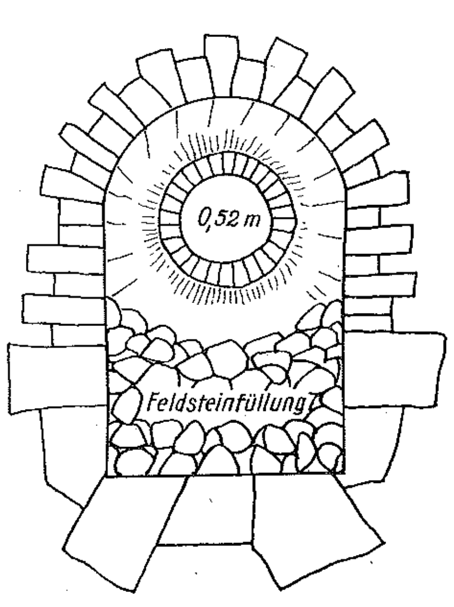


Abb. 3. Nische in der Nordseite des 1. Turmgeschosses der Kirche in Blexen (Oldbg.).

In Strackerjans „Aberglauben und Sagen" (2. Aufl. Bd. 2, S. 388) steht zu lesen, daß der Blexer Turm älter als die Kirche und von drei alten Jungfern für die Seefahrer

gebaut sein soll. Diese drei lägen auf dem „heiligen Wiem" zwischen Einswarden und Grebswarden begraben[1]. Aus dieser Überlieferung oder Sage klingt die Kunde heraus, daß ursprünglich der Turm für sich allein gestanden hat. Noch ein anderer Beweis dafür läßt sich geben. Die Öffnung in der Nische im Obergeschoß des Turms auf der Ostseite, die jetzt in die Kirche weist, hat an der Außenseite Sandsteine als Umrahmung und zeigt damit an, daß sie ursprünglich nicht in die Kirche, sondern ins Freie blickte. — Die vom der Sage erwähnten drei alten Jungfern sind vielleicht die drei germanischen Schicksalsschwestern Ainbet, Warbet und Wilbet, die von den Alten verehrt wurden.

Wer die Errichtung des Turms in vorchristlicher Zeit deshalb für unmöglich hält, weil unsere Vorfahren die Anfertigung und Verwendung von Backsteinen und Kalk noch nicht gekannt hätten und erst im 12. Jahrhundert die Mönche ihre Lehrmeister darin gewesen wären, möge sich daran gewöhnen, unserm hochbegabten, strebsamen Volk dieselben Kenntnisse und Fähigkeiten zuzutrauen, die er bei den Römern und Kelten als selbstverständlich voraussetzt. — Das holzarme Marschenland nötigte zum Gebrauch anderer Baustoffe. Wenn Tacitus in seiner Germania erzählt, die Germanen verehrten ihre Götter nicht in Häusern, sondern in heiligen Hainen, so ist zu bedenken, daß von der Zeit des römischen Geschichtsschreibers bis zur Einführung des Christentums bei den alten Sachsen 700 Jahre verflossen sind, in denen die germanische Religion in Glauben und Kultus gewiß vieles aus der christlichen übernommen hat. Denn ebenso wie die germanische Mythologie nachweislich auf die Kirche des Mittelalters erheblich eingewirkt hat, ist eine Einwirkung der christlichen Kirche auf den germanischen Kultus schon vor der Unterwerfung der Niedersachsen unter die römische Kirche als sicher anzunehmen.

Ähnlich dem Blexer Kirchturm sind die Türme der Kirchen in Berne und Ganderkesee, beide im Lande Oldenburg gelegen. Auch der Berner Turm hat zwei Geschosse, zwischen denen das Gewölbe noch erhalten ist. Das untere liegt etwa 1 m tiefer als der umgebende Kirchhof. Auch hier führt eine Treppe in der Mauer ins obere Geschoß, und ebenfalls findet man hier an der Nordseite das auffällige runde Fenster, aber nicht zugemauert. Dieselbe Anlage zeigt der untere Teil des Turmes in Ganderkesee. Auch hier scheint das runde Fenster an der Nordseite gesessen zu haben. Es ist mit einem Feldstein geschlossen.

In Ganderkesee ist das untere Turmgeschoß zu einer würdigen Erinnerungsstätte an die Gefallenen des Weltkrieges eingerichtet, in Berne dasselbe als Gedächtnishalle für die in der Schlacht bei Altenesch im Jahre 1234 gefallenen Stedinger. Eine ähnliche Verwendung der Blexer Kirchturmhalle wäre zu wünschen.

Auch die Kirchen von Berne und Ganderkesee sind uralt. Gewiß sind beide an Stätten gebaut, die schon vor Einführung der christlichen Kirche als heilig galten. Für Ganderkesee wird diese Annahme dadurch bestätigt, daß von der Kirche nach mehreren Richtungen wichtige Ortungslinien ausgehen.

Von manchen alten Kirchen, z. B. auch der von Ganderkesee, erzählt die Sage, daß der Teufel entweder den Bau der Kirche habe hindern wollen oder von dem christlichen Bauherrn gezwungen worden sei, die Steine dazu herbeizuschleppen (vgl. das Bild von M. v. Schwind). Man hat wohl damals, als manche Bauten aus germanischer Zeit zu christlichen Kirchen umgewandelt wurden, diesen Übergang mit der Vorstellung verbunden, daß der germanische Gott, zum Teufel umgebildet, der christlichen Kirche wider Willen schon vor Einführung des Christentums solchen Dienst habe leisten müssen. Es würde sich lohnen, festzustellen, an welche kirchlichen Gebäude sich diese Sage knüpft.

[1] Der „Heilige Wiem" liegt ungefähr 1,6 km südwestlich von der Blexer Kirche. Von hier geht nach Blexen die alte (früher einzige) Fahrstraße. Beim „Heiligen Wiem" verläßt die Straße die südwestliche Richtung und biegt nach Nordwesten und Südosten ab (Nachtr. d. Verf.).

Tempelloser Gottesdienst[1]

Von Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg

Cicero berichtet (de legg. 2, 26), der Perserkönig Xerxes habe auf Veranlassung seiner Magier die Tempel Griechenlands in Brand stecken lassen, weil sie in Wänden die Götter einschlössen (quod parietibus includerent deos), denen doch alles offen und frei sein müsse, und deren Tempel und Haus die ganze Welt hier sei.

Die Perser hatten also dieselbe Vorstellung von den Göttern und ihrem Aufenthalt wie die Germanen, nach dem Berichte des Tacitus. Die Römer kannten solche Anschauungen fremder Völker und auch die philosophischen Betrachtungen der Griechen über sie. Ihre volks- und völkerkundlichen Arbeiten hatten zur Zeit des Tacitus eine Jahrhunderte alte Geschichte hinter sich und waren, auch vom Standpunkte unserer Wissenschaft aus betrachtet, methodisch gut entwickelt. Völker wie die Germanen, in mancher Hinsicht auch die Perser, bezeichneten die Griechen und Römer als Barbaren und stellten sie kulturgeschichtlich im allgemeinen nicht viel höher ein als wir heute etwa die Tiefkulturvölker oder Naturvölker. Ihre Religion galt als Naturreligion, teilweise mit Recht, weil sie viel mehr als die Gottesverehrung der Griechen und Römer in ihrer späteren Entwicklung unmittelbar auf die Mächte bezug nahm, deren Walten man in Wald und Flur spürte. Diese Naturreligion wurde, abgesehen von gewissen philosophischen Strömungen, welche die Unverfälschtheit dieser „Naturvölker" der verkommenen Zivilisation weiter Kreise der ausgehenden Antike gegenüberstellten, im allgemeinen als etwas Minderwertiges, Unentwickeltes angesehen.

Von solcher Theorie ausgehend, haben die Römer auch den tempellosen Gottesdienst der Germanen eingestellt als primitive Naturreligion. Die Geringschätzung solcher Götterverehrung im Gegensatz zum Tempeldienst teilen mit den alten Römern die meisten Erklärer noch heute. Sie geht zusammen mit der zu niedrigen Einstellung der altgermanischen Kultur im ganzen.

Tacitus denkt sehr hoch von der germanischen Gottesvorstellung. Oft hält man seine Anschauungen hierüber heute für falsch und glaubt, er sei befangen von der „völkerkundlichen Dogmatik" der Griechen, die in falscher Überschätzung den einfachen Völkern zu hohe Einstellung zuschreibe.

Das mag für Erscheinungen der Verstandeskultur zutreffen. Kann aber nicht die Gottesverehrung der Germanen in ihren Wäldern und auf den Bergen viel erhabener gewesen sein als das kleinliche Betteln um die Gunst der Götter, wie wir es vielfach in den antiken Tempeln vor menschlich gestalteten Götterbildern finden? Die göttliche Allgewalt ist von Menschen aller Zeiten mächtiger empfunden worden, wenn sie unmittelbare Berührung hatten mit dem geheimnisvollen Wirken der Gottheit und sich nicht durch Wände von ihr abschlossen. Warum soll da Tacitus und teilweise mit ihm die griechische Völkerkunde nicht recht haben mit der Beurteilung der germanischen Gottesverehrung? Unser Volk hat immer, auch noch in christlicher Zeit, ja bis in unsere Tage, das Bedürfnis empfunden, draußen unter freiem Himmel, wo man auf weiter Flur Gott oder einer göttlichen Macht allein gegenüberstehen kann, zu beten. Daraus sind teilweise die vielen Bildstöcke und Kreuze im Freien zu erklären. Gerade die innigsten Her-

[1] Mit Erlaubnis von J. F. Lehmanns Verlag, München, entnommen aus der Germania-Ausgabe von Prof. Dr. Eugen Fehrle, Heidelberg, 2. verbesserte Aufl. 1935. — Wir bringen die Ausführungen Fehrles im Anschluß an die von uns seit langem vertretene Auffassung, daß nicht jede Wallanlage auf Berggipfeln usw. als militärisches Bauwerk anzusehen ist. Vgl. u. a. W. Teudt, Die Bedeutung germanischer Burgen („Germanien", 1934, S. 193—205); F. Werner, Heiligtum oder Fluchtburg („Germanien", 1935, S. 203—207). — Das abgedruckte Teilstück aus Fehrle gibt zugleich eine Anschauung, wie der Verfasser seine Erläuterungen zum Tacitustext ausgestaltet hat. — Wir kommen in einer Besprechung noch auf das Buch zurück.

zensangelegenheiten werden oft dort zum Ausdruck gebracht (Kuhfahl, Die alten Steinkreuze in Sachsen, 1928. M. Walter, Vom Steinkreuz zum Bildstock, 1923). In vorchristlicher Zeit hat man seine Verehrung wohl selten vor Flurheiligtümern dargebracht, die Menschenhand errichtet hatte, als vielmehr vor solchen, welche die Gottheit entstehen ließ, besonders vor gewissen Bäumen. Als man sich in späterer Zeit daran gewöhnt hatte, in Kirche und Haus zu beten, hat man solche Bäume oder wenigstens Zweige davon ins Haus gebracht. So ist der Wintermaien zu erklären, der zur Zeit der Wintersonnenwende in Hof oder Haus aufgestellt wurde und der Vorläufer unseres Weihnachtsbaumes ist. Vgl. Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche. 3. Aufl., 1927, 15 ff.

Man hat einen Widerspruch finden wollen zwischen dieser Stelle und anderen Nachrichten des Tacitus, wo er von Tempeln der Germanen spricht. Im 40. Stück der Germania berichtet Tacitus, daß die Göttin Nerthus nach ihrer Fahrt durch das Land von dem Priester wieder in das templum gebracht werde (sacerdos... deam templo reddat) Hier kann unter templum eine beliebige Stätte verstanden werden, an der das Sinnbild der Göttin aufbewahrt worden ist, ein Gotteshaus braucht dies nicht gewesen zu sein.

Wollte man templum hier als Gotteshaus auffassen, so stünde die Nachricht des 40. Stückes in auffallendem Widerspruch zu des Tacitus Bericht über den tempellosen Dienst im 9. Stück. Die Germania ist aber von Tacitus so sorgfältig durchgearbeitet, daß ein solcher Widerspruch schwer verständlich wäre.

Im ganzen sind wir weder zu der Ansicht berechtigt, Tacitus habe Gotteshäuser bei den Germanen vorausgesetzt, noch zwingt irgendein Ergebnis wissenschaftlicher Forschung, sie als damals bestehend anzunehmen![1]

Wir wissen aber, teilweise aus Funden, dann aus sprachlichen Beobachtungen einigermaßen Bescheid über die Gestaltung germanischer Kultstätten. Ich fuße dabei vor allem auf den sorgfältigen Forschungen von Alb. Thümmel, Der germanische Tempel: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, 35. 1900, I ff. Dazu vgl. meinen Aufsatz: „Die Germania des Tacitus als Quelle für deutsche Volkskunde", 229 ff., wo weitere Schriften angeführt sind, und Dietrichson, Göttertempel bei Hoops, Reall. 2, 313 ff.

Die Germanen verehrten göttliche Mächte in Wäldern und auf Bergen. Im Norden haben wir mehr Spuren von Kultstätten auf Bergen, im Süden mehr in Wäldern. Daher mag es kommen, daß Tacitus, der ja in erster Linie die Südgermanen im Auge hat, die Berge als Kultstätten nicht erwähnt, obwohl sie auch im Süden nachweisbar sind (z. B. der Heiligenberg bei Heidelberg mit Verehrung des cimbrischen Wodan = Mercur. — R. Sillib, Der heilige Berg bei Heidelberg, 1920, 7 f.). Diese Bergkultstätten waren

[1] Zum Beweise, daß die Germanen Tempel bzw. Kapellen gehabt hatten, verweist man gelegentlich auf die Predigten und Schriften der christlichen Geistlichen, die gegen die Reste der heidnischen Religion kämpften. Diese Belege hat man auch als maßgebend für das frühe Germanentum angenommen. Dagegen ist aber folgendes zu sagen: Sicher hatten die Germanen in den ersten christlichen Jahrhunderten heidnische Tempelbauten, wenn auch nicht in großer Zahl. Aber die christlichen Angaben darüber dürfen nicht ohne weiteres und in allen Fällen als Beweise angesehen werden. Denn die christlichen Geistlichen kämpften nicht nur gegen die Reste des Heidentums, die sie wirklich vorfanden, sondern auch gegen solche, die sie für möglich hielten. Dabei gehen diese christlichen Warnungen und Mitteilungen zum großen Teil zurück auf den Bischof Caesarius von Arelate (gest. 542). Dieser aber bekämpfte den griechisch-römisch-keltischen Aberglauben, den er im südlichen Frankreich vorfand. Vgl. Fehrle: Inwieweit können die Predigtanweisungen des heiligen Pirmin als Quelle für alemannischen und fränkischen Volksglauben angesehen werden? Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, I, 1927, 97 ff. Boudriot, Die altgermanische Religion in der amtlichen kirchlichen Literatur des Abendlandes vom 5.—11. Jahrhundert, 1928, S. 76 f. A.

Auch die christlichen Angaben über heidnische Götterbilder sind entsprechend zu bewerten. Sie gehören meist ins Gebiet der südländischen Religionsanschauung. — (Vgl. auch *Weber*, Sachsenentehrung [„Sonne", H. 7, 1935] über den Einfluß des Caesarius auf das Paderborner Kapitular Karls des Fr. Schriftleitg.)

vielfach im Walde. Deshalb kann Tacitus sie auch eingeschlossen haben, wenn er sagt: lucos et nemora consecrant.

An einer solchen Kultstätte war zunächst ein Stein oder Steinhaufen, auf dem man opferte und sonst religiöse Verrichtungen darbrachte. Das mag vielfach die Felsplatte auf der Bergspitze gewesen sein. *Gegen die Umgegend war dieser geheiligte Ort durch eine Steinhegung abgeschlossen*, so ähnlich wie heute noch der Odenwälder Bauer seinen Hausgarten gegen das freie Feld abgrenzt. Diese Kultstätte nannte man im Altnordischen hǫrgr, althochdeutsch haruc. Das Wort bedeutet dasselbe wie ursprünglich das lateinische carcer nämlich, eine „*aus Steinen geschichtete Grenzmauer*" (Die beiden Sperrungen von uns! Schriftl.) und dann den Raum innerhalb dieser Einhegung. Wie so oft, geht die Benennung aus von der zunächst in die Augen fallenden Erscheinung.

Mit der Zeit wechselt die Bedeutung des Begriffes hǫrgr, je nach der Beschaffenheit solcher Kultorte.

Die Umhegung wurde teilweise erweitert zu einer hochgeschichteten Mauer um die Kultstätte. Ein solcher dachloser Steinbau kann mit dem templum Tamfamae gemeint sein, das nach Tacitus Ann. I, 51 die Römer dem Erdboden gleichmachten (profana simul et sacra et celeberrimum... templum, quod Tamfanae vocabant solo aequantur).

Die letzte Entwicklung der heidnisch-germanischen Kultstätten, die im Norden dem 9. und 10., im Süden dem 5. bis 8. Jahrhundert angehörten, zeigt hausartige Bauten. Das Bedürfnis danach mag teilweise in praktischen Gründen zu suchen sein: die Kultgeräte und die Götterbilder die im Verlauf der Jahrhunderte aufgekommen waren, verlangten ein Schutzdach. Bezeichnend dafür ist das Merkurtempelchen, das in den letzten Jahren in dem heiligen Bezirk bei Trier, der viele germanisch-keltische Heiligtümer aufweist, ausgegraben worden ist: in der Mitte des Heiligtums steht ein dem Merkur (d. h. einem keltisch-germanischen Gott) geweihter Stein. Er wird geschützt durch das Tempelchen, das mehr als ein Schutzdach wirkt denn ein Gotteshaus. An den Seiten sind weite Öffnungen. Vgl. Siegfried Löschke, Die Erforschung des Tempelbezirkes im Altbachtale zu Trier, 1928, 21 f. und Abb. 7.

Die zum Gotteshaus ausgebildete Kultstätte wurde mit der Zeit hof genannt, die altnordische Bezeichnung hǫrgr geriet nach und nach in Vergessenheit.

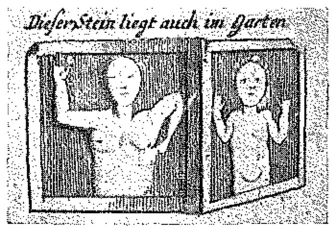
Die Heiligtümer, die Tacitus bei den Germanen anführt, sind, wenn wir die nordischen Ausdrücke auf sie anwenden wollen, als hǫrgr zu bezeichnen, noch nicht als hof. Anders sieht teilweise die Entwicklung Hermann Wille, Germanische Gotteshäuser zwischen Weser und Ems (1933). Er will einen Teil der Hünengräber zugleich als Kultstätten ansehen.

Der Götterhain zu Emetzheim bei Weißenburg i. Bay.

Von Heinrich Burkhardt, Weißenburg i. Bay.

In unserem Südfranken, das zum größten Teil innerhalb des Rhätischen Limes (Römische Grenzmauer) liegt, sind trotz der langjährigen Besatzung durch die Römer (bis 233 n. Chr.) und trotz der gewaltsamen Unterdrückung des Eigenglaubens durch den Westfrankenkönig Karl außerordentlich viele Reste aus der germanischen Vorzeit stehengeblieben. Viele Götterhaine, Runenkreuze u. a. m. sind teilweise wohlerhalten überliefert. Zu den bedeutendsten Kultstätten in unserer Gegend gehört zweifellos der Götterhain von Emetzheim. Dieses Pfarrdorf ist von Weißenburg eine Gehstunde in südwestlicher Richtung entfernt und liegt knapp an der Bahnlinie Nürnberg—Weißenburg—Treuchtlingen. Das hohe Alter des Dorfes erhellt schon daraus, daß bereits zu Anfang der Christianisierung heute bedeutendere Orte der Umgebung nach Emetzheim eingepfarrt wurden. Der Orts-

name Emetzheim wurde in frühesten Zeiten Ehmundesheim, Ehmodisheim, Emoltzheim und Emazheim geschrieben, aus der Römerzeit ist uns kein lateinischer Name überkommen. An der äußeren linken Seite des Kirchhofeingangs steht eine neuzeitliche Gedenksäule, die besagt, daß der Sage nach hier Karl d. Fr. im Jahre 793 einen Heidentempel zerstört habe. Die Karolinger haben sich überhaupt sehr häufig bei uns aufgehalten, hatte doch Karl seinen Königshof in Weißenburg, außerdem erzählt die Legende, daß Pipin im 8. Jahrhundert das Kloster Vilisburg (nachherige Landesfestung Wülzburg; eine halbe Stunde von Weißenburg) gegründet hat. Ferner durchschneidet die Bahnstrecke eine halbe Stunde südlich von hier die bekannte „Fossa Carolina", einen Versuch Karls zur Vereinigung der Rezat mit der Altmühl und daher des Rheins mit der Donau. Dieser Kanal ist noch gut sichtbar und teilweise mit Wasser gefüllt. Der Emetzheimer Götterhain bzw. der von Karl zerstörte Tempel wird vom hiesigen bekannten Vorgeschichtler, Oberlehrer Weinländer, nicht an der Stelle der obenerwähnten Gedenksäule bei der Kirche, sondern im Garten des heutigen Gasthauses Seßler vermutet, wo auf einem ellipsenförmig angelegten Buck oder kleinen Hügel ein Holzschuppen steht. Tatsächlich ist diese Stelle im Dorfe sehr verrufen, denn auf meine Umfrage konnte ich erfahren, daß dieser kleine Buck von groß und klein bei Zwielicht und Nacht unbedingt gemieden wird, auch heute noch. In diesem Garten sind noch größere Mauerreste im Boden verborgen, vermutlich römische Fundamente. Der abgebildete Stein mit der Darstellung des „Zwiefachen" (Abb. 1) muß ehedem — und zwar noch 1734 — in diesem Garten gelegen haben, wenn man der unten angegebenen Quelle Glauben schenken darf. Heute ist nur ein Bruchstück des Männchens mit dem rechten erhobenen Arm im hiesigen Prähistorischen Museum in der Größe von zirka 80×80 cm erhalten geblieben. Man kann an diesem Bruchstück genau sehen, daß dasselbe früher zu einem ganzen Würfel von zirka 1×1×1 m gehörte.



Das Fragment im Prähistorischen Museum Weißenburg entbehrt jeder Art- und Herkunftsbezeichnung, die man diesem wichtigen Stücke jetzt, wo man weiß, was es darstellt, nicht mehr länger vorenthalten wird. Die Abbildung ist ein Ausschnitt aus einer aus dem Jahre 1734 stammenden alten Landkarte, dem:

> „Accuraten Prospect u. Grundris der Gegend der Kayserl. Freyen Reichs Stadt Weißenburg im Nordgau mit den alda sich befindlichen Alterthümern ed. von J. B. Hohmann, Jhro Kayserl. May. Geographo und Mitglied der Königl. Preuß. Societät der Wissenschaften in Nürnberg"

entnommen. Diese Landkarte kann im Heimatmuseum in Weißenburg eingesehen werden.

Der Chronist Doederlein[1] deutet in seinen „Nordgauischen Heidenbildern" die „Zwiefachen" als Druiden und als germanische Opferpriester. Hierzulande spielen die Druiden oder „Truden" noch eine Rolle, man findet fast überall „Druidenwohnungen", Druidentanzplätze und Druidensteine[2]. Ohne Zweifel liegen in Emetzheim noch mehrere Überreste des Götterhaines und Tempels irgendwo herum. Ich muß es einem späteren Zeitpunkte überlassen, weitere Einzelheiten herauszufinden. So befindet sich dem Vernehmen nach in der „Wied", einem mit Wasser gefüllten Grabenrest der früheren Chrophonen-Burg Emetzheim, dem jetzigen schon erwähnten Gasthaus Seßler ein Stein mit einer Rosette, ein weiterer Steinrest im Garten des Dorfschmieds. Aus der Römerzeit müßte noch ein großer Quaderstein mit einer auf den römischen Kaiser Antonius bezüglichen Inschrift vorhanden sein. Dieser Stein soll nach Doederlein im alten Gemeindehaus eingemauert sein, bisher konnte ich ihn nicht feststellen. Es ist in den früher von den Römern besetzten deutschen Landen manchmal nicht leicht, rein Römisches und rein Germanisches mit vollster Sicherheit auseinanderzuhalten, denn die Gleichsetzungen römischer Gottheiten mit denjenigen unserer Vorfahren hat sicher in den früher besetzten Gebieten zu manchem Mischkult geführt. Doederlein führt in seiner Bildertafel (Titelblatt des genannten Werkes) auch einen Landgott mit Namen „Crodo" (als Püsterich) auf (Abb. 2), den er im Text mit Saturn gleichsetzt. Wir erwähnen das nur, weil die Frage nach der noch ungeklärten Herkunft des Krodo in letzter Zeit gelegentlich wieder erörtert worden ist. Sehr beachtenswert sind die aus dem Haupt und dem Mund des Gottes ausgehenden Feuerstrahlen. Die Abbildung bei Doederlein stammt aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, und enthält außer „Crodo" eine ganze Anzahl anderer germanischer Götter wie Thor, Wodan, Freya, Hertha, Lollus Tuisto, Satar sowie das Sonnenrad usw.



Abb. 2. „Crodo" auf dem Titelblatt von Doederlein, Nordgauische Heidenbilder.

[1] Antiquitates Gentilismi Nordgavensis, das ist kurtzer, doch gründlicher Bericht von dem Heydenthum des alten Nordgaues. Regensburg 1734.

[2] Es darf freilich nie vergessen werden, daß Götternamen und mythologische Begriffe in älteren, auch wissenschaftlichen Werken oft erstaunlich unkritisch verwendet werden. Die wahllose Verwechslung germanischer und angeblich germanischer Gottesvorstellungen mit Namen und Begriffen, die aus den griechisch-römischen und orientalischen Götterlehren her geläufig waren, hat viel Verwirrung gestiftet. —Auch die sooft genannten „Opfersteine", „Druidenhaine" (keltisch!) u. dgl. tragen in den meisten Fällen ihre Namen erst seit einem guten Jahrhundert, als in den Tagen Klopstocks eine schwärmerische, aber unkritische Begeisterung für die „alten Teutschen" dazu lockte, jeden reizvollen oder geheimnisvollen Weltwinkel mit altertümlichen Namen zu belegen, ohne jede wissenschaftliche Nachprüfung, ob der Ort wirklich je die Bedeutung in unserer germanischen Frühzeit gehabt hat, die der künstliche Name ihm zuschrieb. Schriftleitung.

Zur Ortungsfrage

Uns liegt ein Flugblatt vor, das betitelt ist „Zur Wiederaufdeckung der vorchristlichen Kultgeographie". Es stellt eine Reihe von Ortungsversuchen zusammen, in denen folgende Winkel eine Rolle spielen: 10,5, 28,5, 39, 42, 49,5, 59, 66, 72, 72,5 und 84 Grad. Unbekümmert um die geographische Länge und Breite der fraglichen Landschaften wird die „Allgemeingültigkeit dieser Winkel und Linien für die einstige kultische Landesvermessung" behauptet. Dabei ist dem Verfasser, obwohl er „mit rechtem Maß und Winkel" mißt, ein ziemlich schwerwiegender Fehler unterlaufen. Er stützt sich nämlich zum Beweis seiner Annahmen auf die Sternlinien von Oesterholz, wie sie sich nach den neuesten Vermessungen ergeben haben. Professor Hopmann hat bekanntlich einige neue Linien gefunden, die von einem Eckhügel des Hofes und dem Quellenhügel ausgehen. Der Eckhügel wird in Skizze I statt zwischen die Linien IV und V zwischen III und IV gelegt! Daraus ergibt sich schon, daß bei der Aufstellung der „vorchristlichen Kultgeographie" ziemlich oberflächlich verfahren ist.

Wenn wir gleichwohl auf das erwähnte Blatt eingehen, so geschieht das, um einmal kurz und knapp unsere Stellung zur Ortungsfrage zu umreißen:

Ortungen aufzustellen, ist an sich leicht. Es sollte aber jeder, der sich mit diesen Fragen abgibt, nach dem Zweck und Sinn solcher Anlagen fragen. Mit anderen Worten: Es ist, zumal bei Annahme einer genügenden Anzahl von Winkeln (bei dem obigen Beispiel sind es zehn!) und einer genügend großen Fehlergrenze eine Kleinigkeit, die verzwicktesten Ortungen aufzuzeichnen. Solange aber hinter solchen Anlagen ein vernünftiger Sinn nicht gefunden werden kann, solange muß eine solche Ortung abgelehnt, mindestens aber mit Mißtrauen besehen werden.

Damit soll nun nicht gesagt sein, daß man Ortungen als zu schwer abseits liegen läßt. Wir sind im Gegenteil für jedes einzelne Beispiel dankbar, auch wenn es sich bei näherer Prüfung als unhaltbar erweist. Denn nur aus der Fülle der verschiedensten Beispiele und Möglichkeiten heraus werden wir einmal zu den Gesetzen dieser Erscheinung vordringen können, — und werden wir andererseits auch vor Fehlschlüssen mehr und mehr bewahrt bleiben. Wir bitten aber, von Veröffentlichungen abzusehen, solange nicht eine genügend große Wahrscheinlichkeit für die richtige Anlage der vermuteten Ortung erbracht worden ist. Ungenügend begründete Ortungen oder ganz unhaltbare Annahmen schaden nur.

Jede Konstruktion von riesenhaften Runen und Heilszeichen im Gelände müssen wir ablehnen. Wie weit sich solche Annahmen versteigen können, zeigt ein Beispiel: Es wurde uns im vorigen Jahre allen Ernstes erklärt, daß der Umriß des Oesterholzer Hofes als „sakrale Figur" über ganz Deutschland gelegt worden sei. Die Linie II sollte dabei von Magdeburg bis Bardowiek reichen usw. — In einem anderen Falle war die Oesterholzer Figur in den Heidentempel von Drüggelte gelegt worden unter Einbeziehung eines Anbaues, der wesentlich jünger als das Hauptgebäude ist.

Solche Dinge sind nicht nur unbeweisbar, sondern im höchsten Grade unwahrscheinlich. Wer der Auffassung ist, daß unsere Vorväter sich mit solchen Spekulationen abgaben, der mag dabei bleiben. In die Öffentlichkeit aber gehört nur, was mit guten Gründen vertreten werden kann. Wie wir Fehldeutungen ablehnen, die aus einseitiger Bewunderung des Südens unserer Vergangenheit nicht gerecht werden, so betrachten wir es andererseits als Fehler, wenn rein persönliche unbeweisbare Ansichten als geschichtliche Wahrheiten hingestellt und behauptet werden.

* * *

Unter Bezugnahme auf den Aufsatz „Ortungsuntersuchungen", den Professor Dr. J. Hopmann (Leipzig) im vorigen Heft veröffentlicht hat, bringen wir gerne die obenstehende Mitteilung der Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte. Wir verweisen insbesondere auf folgende Sätze Hopmanns: „Mit schlechtbegründeten Ortungsvorschlägen machen wir uns lächerlich, nicht nur bei den Gegnern des völkischen Gedankens im In- und Auslande, sondern auch bei der ernsten Wissenschaft von der Deutschen Vorgeschichte. Es ist sehr anzuerkennen, daß man in Detmold die zahllosen eingegangenen Ortungsvorschläge nicht veröffentlicht hat, solange die Fragen noch so ungeklärt sind."[1] Nur peinlichste Genauigkeit und eigenes Vermessen können eine wissenschaftliche Grundlage bieten.[2] Wir haben Zurückhaltung geübt aus eben den Gründen, die Prof. Dr. Hopmann angibt. Das heißt nicht, daß wir nicht auch in Zukunft, wie bisher, Beschreibungen von Ortungserscheinungen zu prüfen bereit sind.

Gelegentlich eines besonderen Falles bemerkte W. Teudt übrigens folgendes: „Auch mit den sorgfältig und liebevoll ausgearbeiteten ortungsartigen Liniengebilden kann ich mich auf Grund mehrfacher eingehender Erfahrungen nicht befassen, wenn sich weder ein kalendarischer, noch ein kultischer, noch ein wissenschaftlicher Zweck aufweisen läßt, und wenn vielleicht noch obendrein die praktische Ausführbarkeit solcher Linien seitens der Alten fraglich ist. Zu der Kategorie der für meine Untersuchungen nicht in Betracht kommenden Linien gehören nicht nur die bloßen Sichtlinien und die bloßen Verbindungslinien germanischer Stätten, sondern auch Kreislinien, die durch einige alte Punkte gehen, sowie sämtliche Fixsternlinien, wenn nicht sehr einleuchtende Beweise für ihr tatsächliches Gezogensein durch die Alten vorliegen (wie in Oesterholz)."

Schriftleitung.

[1] „Germanien", 1935, S. 202.
[2] „Mannus", 1934, H. 3—4.

Rufer im Streit

Immer noch die alte Brille. In Reclams Universum vom 23. 8. 1934 veröffentlicht Prof. Walter Bombe den Aufsatz „Hier ruht Theoderich — die Ausgrabungen in Ravenna". Es heißt darin:

„Ein einziger gewaltiger Felsblock aus istrischem Kalkstein von 11 m Durchmesser, der über 400 000 kg wiegt, schließt wie eine Riesenkappe den Bau mit barbarischer Monumentalität ab. Man staunt ob der germanischen Zähigkeit, die solchen Riesenblock aus weiter Ferne herbeigeschleppt hat. Wie die Hügelgräber des germanischen Nordens mit einem Riesenblock gekrönt waren, so liegt hier auf einem römischen Rundbau ein deutscher Dickschädel."

Was heißt „barbarische Monumentalität"? Was bedeutet der Gegensatz „römischer Rundbau" und „deutscher Dickschädel"? (Ganz abgesehen davon, daß „Hügelgräber des germanischen Nordens" mit einem Riesenblock obendrauf immerhin selten vorkommen dürften.) — Prof. Bombe veröffentlichte vor etwa 1½ Jahren in der Kölnischen Illustrierten Zeitung einen Bericht über die Ausgrabungen in Trier, mit dem der Leiter der Grabung, Prof. Dr. S. Loeschke, keineswegs einverstanden war.

Die München-Augsburger Abendzeitung, Nr. 261 vom 24. 9. 1934, bringt im Anschluß an Köfters Buch „Studien zur Geschichte des antiken Seewesens" eine Betrachtung, die sich mit der Auswertung jenes Schiffsbildes beschäftigt, das auf einem Knochen eingeritzt ist, der 1928 bei Baggerarbeiten in der Niederweser gefunden worden ist. Die Frage, ob es sich um ein römisches oder germanisches Schiff handelt, berührt uns hier nicht; es kommt hier nur auf die Einstellung gegenüber den „Wikingerfahrten" an. Es heißt da: „Diese Stämme (die germanischen Stämme zwischen Rhein-, Elbe- und Eidermündung) benutzen noch den Einbaum, unternahmen aber mit ihren recht primitiven Fahrzeugen weite Seereisen. So haben die Nordseestämme der Chauken und Friesen ihre Raub- und Plünderungszüge auch auf diesen Einbäumen ausgeführt." — Eine Liebe ist der anderen wert: „Um ihre Raub- und Plünderungszüge nach Germanien durchführen zu können, bauten die Römer Straßen aus und legten regelrechte befestigte Stützpunkte an, in die sie nach Beendigung ihrer Mordbrennergeschäfte sich zurückziehen konnten", fügen wir, der geschichtlichen Wahrheit getreu, ergänzend hinzu.

Mehr Würde! Uns wird geschrieben: „Auf dem Roßtrappe-Felsen (Thale) hat sich der Echoschießer eine Bude in Stein mit Pappdach gebaut. Sie steht genau zwischen dem Stein mit dem Hufmal und der äußersten Felskante. — Wer auch nur etwas nordisch-religiöses Gefühl hat, fühlt sich von der Anwesenheit dieses Gebäudes der Sensationsluft und Gewinnsucht an diesem kultischen Ort abgestoßen. Wenige Schritt rückwärts, in einer buschigen Senke hinter dem Felsen, könnte der Echoschießer seine Bude haben, ohne daß der Roßtrappefelsen verunziert würde. Seine Sachen könnte er immer noch in einer Kiste an der Schießstelle hinsetzen. Zwei frühere Anregungen dieses Sinnes blieben ohne Antwort und Erfolg."

Ob wohl jetzt der selbstverständlichen Forderung, die alte Weihestätte zu achten, entsprochen werden wird?

„Was der christliche Religionslehrer wissen muß. In dem Lehrplan der Stadt Leipzig für 1934 heißt es: ‚Der Religionslehrer muß sich immer dessen bewußt sein, daß die deutsche Jugend auf das Wissen um die religiösen und ethischen Anschauungen ihrer Vorfahren viel mehr Anspruch hat als auf die Kenntnis der Geschichten des Alten Testaments. Deshalb hat er bei jeder sich bietenden Gelegenheit die germanische Religion zum Vergleich heranzuziehen und die Kinder mit dem altgermanischen Brauchtum bekanntzumachen. Auf der Oberstufe aber sind die germanische Religion und das Eindringen des Christentums in die germanische Welt zu behandeln. Hierbei darf nicht verschwiegen werden, daß die Kirche ein gut Teil germanischen Freiheitsgeistes unterdrückt hat." (Aus: Deutscher Glaube, Hornung 1935, S. 86.

Schwerer Kampf des Deutschtums in der CSR. In der richtigen Erkenntnis, daß ein Volk tief getroffen wird, wenn man ihm die Verehrung seiner Helden und seiner Vergangenheit raubt, hat die CSR. laut dem „Meißner Tageblatt" vom 8.3.35 jetzt für den Schulgebrauch u. a. auch das Bild des Hermannsdenkmals, des Völkerschlachtdenkmals, die Bilder von Friedrich d. Gr., Körner, Jahn untersagt!

Aus der Landschaft

Sinnbildliches aus dem Süntetal

Von A. Meier-Böke

Es gibt mehr Urzeiterbe im Raum der Heimat, als gewöhnlich angenommen wird. Der Vorzeitfreund, der zu Fuß, zu Rad oder auf dem Kraftfahrzeug die deutsche Landschaft durchquert, sollte es sich zur Regel machen, an jedes Gotteshaus in Dorf und Stadt heranzutreten und die grauen Gemäuer einer sorgfältigen Besichtigung unterziehen. Pfeiler und Friese, Fenster und Eingänge bergen oft uralten Gesittungsnachlaß von unscheinbarer Gestalt, aber unschätzbarem Wert für die Erkenntnis deutschen Wesens. Insbesondere sollte er die Turmeingänge aufs Korn nehmen. Die unteren Turmblöcke sind zumeist hohen Alters, reichen häufig bis ins „romanische" Baualter hinab, während die Anbauten von Kirchenschiffen und Chor in der Regel jüngeren Tages sind. Kirchtürme beweisen durch angebrachte Schießscharten, daß sie in alter und ältester Zeit Wehranlagen der Dorfgemeinschaft waren.

Will man ein weiteres tun, so gehe man zum Küster oder Priester und fordere den Schlüssel für die Innenräume. Wer so verfährt, darf gewiß sein, unter zehn Kirchenanlagen eine mit urgeschichtlichem Erfolg besichtigt zu haben. Jedenfalls bestätigen meine seitherigen Wandererfahrungen diesen Hundertsatz.

Da liegen im östlichen Wesertal zwischen Rinteln und Hameln eine Anzahl grauer Dorfkirchen im Mittelpunkt ihrer Siedlungen. Sie reichen in der Bauzeit bzw. in den Vorgängern bis in die karolingische, vielleicht sogar bis in die Zeit der iroschottischen Mission hinab. Es läßt sich im Einzelfall nie angeben, wie alt diese Kirchen, wie alt ihre Turmgestalten sind. Häufig wurden sie umgebaut.

Am Südrand der weiten ost-westlichen Talung, da wo ein frischer Bergbach in die Ebnis hineinbraust, treffen wir auf die Siedlung Hemeringen. Die Endung „ingen" weist sie als Sippensiedlung und damit als altgermanisch aus. Wer den westlichen Rundbogeneingang am Turm beschaut, der sieht zunächst nichts als graues Steinwerk. Beim genaueren Hinsehen aber erkennt man, deutlich eingefurcht, das Zeichen der Abbildung 1: den sogenannten Donner-

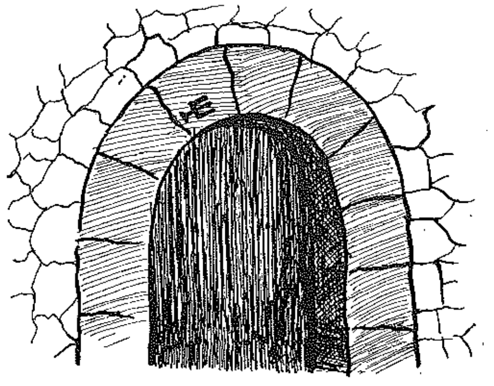


Abb. 1. „Donnerbesen" am Kirchturm zu Hemeringen.

oder Hexenbesen, ein Zeichen von Uralter, das im Lauf seiner Dauerüberlieferung den Sinn oft wandelte, aber stets im Volksglauben eine Glücksverheißung bedeutete. In Lübeck sah ich dieses Zeichen in Backstein als Mosaik an einer Giebelstirn eingelegt. Es erscheint häufig als Hauszeichen mit der Zweckabsicht der Abwehr feindlicher Mächte. Dieses Zeichen ist die eckig geschriebene Mann-Rune, das vorletzte Zeichen der kurzen, nordischen Runenreihe. Es findet sich in gleicher Ritzung (als Steinmetzzeichen?) auf dem „Felsensarg" der Externsteine (siehe Germanien 1933, Nr. 12, S. 357). Mit Abwinkelung der aufsteigenden Äste entdeckte ich es 1930 auf der Roßtrappe (Germanien 1933, Nr. 3, S. 87). Seit H. Wirth haben wir in alten Rundbogeneingängen Erscheinungen kennengelernt, die nicht nur technische Stützgestalt des Mauerwerks sind, sondern häufig auch sinnbildliche Gedanken zugleich ausdrücken. Es handelt sich um den kleinsten Sonnebogen zur Zeit der Wintersonnenwende, um den Urbogen, mit dem das heilsbringende Himmelslicht im Wasser der Welt versinkt, um im andern Jahre von neuem zu erstehen. Die Mann-Rune bedeutet nach Wirth den „die Arme hebenden Heilsbringer", d. h. das aufsteigende Sonnenjahr. Der Hemeringer Turmeingang veranschaulicht also das volle Jahr. Es ist nun kaum anzunehmen, daß die Erbauer und Einritzer über diese ursprüngliche Sinnbedeutung noch im klaren gewesen sind. Eher wird schon die Jungsche Deutung zutreffen, die in solchen Sinnzeichen an Kirchen, in den Rundbogenfeldern der Türen zumal, Bannungen heidnischen Glaubensgutes sieht. Jungs Werk über die „Germanischen Götter und Helden in christlicher Zeit" (Lehmann, München) bringt fortlaufende Bestätigungen aller Art im Sinne des Verfassers. Die Hemeringer Ritztechnik entspricht ganz derjenigen, die ich in Germanien 1930, 2. f. H. 4, S. 87 in bezug auf das „Radkreuz an einer Lippischen Dorfkirche" beschrieb. Die fragliche Langenholzhauser Kirche liegt etwa 25 km von Hemeringen ab.

Am Hemeringer Turm blieb in halber Höhe ein „romanisches" Rundfenster, das in Sandstein gestaltet ist, erhalten. Es ist in der Nordseite des Turmes eingebaut, an der bekannten „Heidenseite", die bei vielen alten Kirchen „satanisiert" wurde. Vgl. Herbert Röhrig, Heilige Linien durch Ostfriesland. Die Mittelsäule (Abb. 2) zeigt am Kopf zwei Spiralen, die sich in entgegengesetztem Sinne rollen. Seit Krauses „Trojaburgen Nordeuropas", seit Pastors Abhandlungen über die Spiralen in „Deutsche Urzeit" sind wir nicht mehr im unklaren über den Sinn dieses überaus gängigen Kunstvorwurfs. Es handelt sich mutmaßlich um die auf- und absteigende Sonnenbahn des Nordhimmels, die sich in entgegengesetzter Richtung um die feste Weltsäule, die „alles trägt", alljährlich vollzieht. Am bekann-

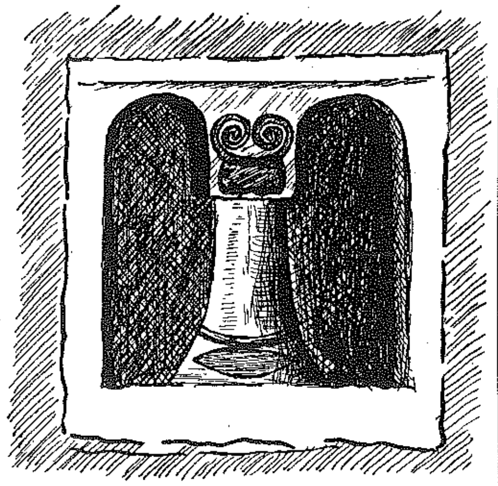


Abb. 2. Rundfenster am Kirchturm von Hemeringen.

testen ist dem „klassischen" Vorzeitforscher (und dem deutschen Urzeitlaien) die jonische Säule, welche die Doppelspirale als Kenngestalt am Kopfe trägt. Ich sage nichts Neues, wenn ich die Hemeringer Mittelsäule nun als „Irminsäule" bezeichne, und auf die Entsprechungen am Externstein und diejenigen, die Eugen Weiß in seinem Aufsatz über die Irminsul (in Germanien 1929, F. I, H. 2 und 3) veröffentlichte, hinweise. Wieweit die Meister, die Hemeringens Kirchenvorstand in alter Zeit belieferten, bewußt dieses Säulenbild gestalteten, wird uns immer verschlossen bleiben. Immerhin gibt der Hemeringer Richtungszusammenhang bestimmte Fragestellungen auf.

Da liegt weiterhin, ein Stündchen nordwestlich, die Altsiedlung Lachem. Die Endung auf „heim" weist wiederum auf urgermanische Zusammenhänge, nicht auf keltische, wie man kürzlich noch meinte. Bemerkenswert am grauen Gemäuer ist wiederum der Turmeingang gegen Westen. Zum dritten Male begegnet uns im engen Raum ein Sinnbild, das im urgeschichtlichen Zusammenhang der Externsteine eine Rolle spielt. Diesmal betrifft es das Brustbild des Gottvaters. Wie am Externsteiner Felsenbild erscheint das Haupt vor einem Kreise, der durch ein gleicharmiges Kreuz gevierteilt wird. Das bekannte Rundbogenbild von Elstertrebnitz zeigt gleiche Gestaltung, die wiederspruchsfrei nur auf der Wirthschen Grundlage des sonnwendlichgeteilten Gesichtskreises in ihren Ursprüngen gedeutet werden kann. Das Lachemer Bogenbild ist dadurch bemerkenswert, daß es die gleiche gehobene Armhaltung wie Elstertrebnitz zeigt. Es ist die Vergestaltung dessen, was der Hemeringer Dreizack linear darstellt. Das Lachemer Bogenbild kündet, in christlicher Zeit entstanden, mit erhobenen Armen den Sieg des neuen Glaubens, dessen Heilslehre auf dem langgezogenen Band in zerwitterten Buchstaben zu lesen ist. Das Gesicht des „Gottvaters" bzw. „Gottsohnes" macht fast den Eindruck absichtlicher Beschädigung. Die besondere Zeitfrage der Entstehung braucht uns jedoch nicht zu kümmern, da es uns auf den sinnbildlichen Gehalt ankommt. Dieser ist verhältnismäßig zeitlos und wahrt sein Urwesen trotz des äußerlichen Kleiderwandels. Solchen ursinnbildlichen Gestaltungen an den kultischen Orten des alten und neuen Glaubens immer wieder nachzuspüren, sei jedem Freund der germanischen Vorgeschichte ans Herz gelegt.

Hufeisen als Heilszeichen. (Ergänzung zu meinem Beitrag in Heft 6/1935, S. 184.) Eine weitere Verbindung zwischen Hufeisen und Kult findet sich an der spätgotischen Kirche von Gellmersbach, Oberamt Heilbronn. Dort umschließt eine Kette in Höhe von etwa 3 m über dem Boden die ganze Kirche außen herum.

Zu der unter dem Altar entspringenden St. Leonhardsquelle wurden am Stefanstag

die kranken Pferde geritten, auf die das Wasser heilkräftig wirken sollte. Jedes geheilte Pferd mußte ein Hufeisen als Weihgabe zurücklassen. Aus diesen Geschenken sei die Kette geschmiedet worden.

Ein ortsansässiger Bauer wußte hierzu noch zu berichten, man habe die kranken Pferde erst aus der Quelle trinken lassen und sie dann dreimal um die Kirche herumgeführt. Dann sollten sie gesund werden.

Noch eine Leonhardskette gibt es in der Oberamtsstadt Laupheim. Sie umgibt die Friedhofkapelle „zum Heiligen Grab", die erst bei ihrem Umbau in der Barockzeit so benannt wurde, in der Spätgotik aber „Leonhardskapelle" hieß. Von ihr berichtet die Sage, bei einer Viehseuche seien so viel Pferde gefallen, daß man zum Andenken aus ihren Hufeisen eine Kette geschmiedet und um die Kirche gespannt habe.

Dr. Fritz Werner, Ludwigsburg.

Die Fundgrube

Vom Alter des deutschen Getreidebaus und der Viehzucht. Bei Walle unweit Aurich fand man vor einiger Zeit den ältesten Pflug der Welt. Mit Hilfe der Pollenanalyse, der Bestimmung des in den einzelnen Schichten erhaltenen Blütenstaubes, hat diese Feststellung sich machen lassen. Werth und Baas haben in ihrer Arbeit in „Natur und Museum" (1934), „Wie alt sind Viehzucht und Getreidebau in Deutschland" feststellen können, daß durch diese Arbeitsmethode „die Grundzüge der nacheiszeitlichen Geschichte der Wälder und ihre natürliche Zusammensetzung für Mittel- und Nordeuropa geklärt sind". Der Pflug von Walle ist mindestens 6000 Jahre alt. Es ist möglich geworden, durch die Untersuchung des Blütenstaubes, der sich eventuell in den Moor- oder Tonspuren an längst geborgenen vorgeschichtlichen Funden findet, nachträglich noch an Hand der Darstellung der Pollenbildung der gesamten Schichtenfolge, die man kennt, das Alter festzulegen. So ergab sich durch die Untersuchung des ältesten, also mindestens 6000 Jahre alten Pfluges, daß für Deutschland Viehzucht und Getreidebau bis in die mittlere Steinzeit (Mesolithikum) nachzuweisen sind. An einem bereits 1868 in rund 4 m tiefem Marschboden zwischen Glückstadt und Crempe in Holstein gefundenen Schädel eines Kurzhorn-Rindes, des ältesten bekannten Hausrindes, hat man durch pollenanalytische Untersuchungen, die vor kurzem ausgeführt wurden, gefunden, daß es mittelsteinzeitlichen Alters ist. Damit hat sich ergeben, daß dieses Rind das „älteste bisher für Deutschland bekannte" ist. In den dänischen mittelsteinzeilichen Küchenabfallhaufen ist der Hund das einzige nachweisbare Haustier. Es fehlt hier das Rind vollständig. Ein gleiches hohes Alter ergaben die Untersuchungen des Rinderschädels von Hohenzahden bei Stettin. Dabei ergab sich weiter, daß „man neben dem (eingeführten) Kurzhorn-Rind in Nordeuropa schon sehr früh dazu übergegangen ist, auch das heimische Wildrind, den Ur, mit in die Zucht zu nehmen". Daß der älteste deutsche Bauer aber keineswegs Nomade gewesen ist, beweist das verkohlte Gerstenkorn aus dem Blockland-Moor bei Bremen, das der sechszeiligen Art, also der ältesten bisher gefundenen Gerstenform angehört. Auch hier haben neuere Untersuchungen ergeben, daß das erwähnte unter dem Moor gefundene Gerstenkorn „bis weit in die Mittelsteinzeit hineinreichen muß". Es ist somit der älteste bisher für Deutschland bekanntgewordene Getreiderest, der aus der Mittelsteinzeit (Mesolithikum) stammt. Weitere Getreiderestfunde kennt man nach Werth bisher aus der Mittelsteinzeit Europas von Mas d'Azil an der Arize in Südfrankreich (Weizen), Campigny in Nordfrankreich (Gerste) und von Limhamm bei Malmö in Südschweden (Weizen, vielleicht Emmer). Die Ergebnisse der beiden Forscher zeigen folgendes: „So zeigen sich die Spuren von Viehzucht und Getreidebau in der Mittelsteinzeit erst sehr vereinzelt und werden z. T. durch verbesserte Arbeitsweisen erst heute erkannt. Doch ist schon das Wenige, das uns vorliegt, unverkennbar von großer kulturgeschichtlicher Bedeutung. Es gibt uns einen klaren Hinweis dafür, daß auch in Europa nördlich der Alpen, vor allem auch im Gebiete und bei den Menschen der späteren nordischen Kultur, die im Bauerntum fußende Grundlage der ganzen Wirtschaft und Lebenseinstellung Eingang gefunden

hat, als die nach Schluß der Eiszeit zunächst noch sehr rauhen und für Ackerbau ungeeigneten und erst allmählich sich bessernden Klimaverhältnisse es zuließen. Das war zur Mittelsteinzeit der Fall, als unsere Laubhölzer mit der Eiche als führendem Baum, sich ausgebreitet hatten. In Zahlen ausgedrückt, mag das vor gut 8000 Jahren gewesen sein." Rudolf Hundt.

Bodenforschung und Wünschelrute. In Büderich (Krs. Soest) sind im Herbst 1933 die Überreste der Vitus-Kapelle, die vor über 300 Jahren zerstört oder abgebrochen worden ist, mit Hilfe der Wünschelrute aufgedeckt worden.

In der dortigen Bevölkerung war die Überlieferung verbreitet, daß auf oder bei dem sog. Mönninghofe eine kleine Kirche oder eine Kapelle gestanden habe. Etwa 1663 hat übrigens der damalige Pfarrer von Büderich, Johannes Wickede, aufgezeichnet: Es war hier in Büderich auch ein heiliger Ort (aliquis locus sacer), der Monninghoff genannt, mit einer Kapelle und einem Kapellenvikar, und einem kirchlichen Hause. Das eingestürzte Gemäuer dieses Hauses und der Kapelle nebst einer Seitenmauer sind jetzt (also 1663) noch zu sehen.

Auf Grund der Mitteilungen einer älteren Person untersuchte Dipl.-Ing. Max Sonnen aus Paderborn eine Wiese in der Nähe des Vikarie-Gebäudes mit der Fundrute. Er stellte bald unterirdisch gelegenes Mauerwerk fest. Der Verlauf und die Mauerstärken wurden durch kleine Pfähle festgelegt. Sofort vorgenommene Probegrabungen legten in 70 cm Tiefe die Mauerreste frei. Es ergab sich, daß die abgesteckten Linien mit geradezu verblüffender Genauigkeit sich mit den Grundmauern der Kapelle deckten. (Westf. Volksblatt, Nr. 252, Paderborn, 2. November 1933.)

Berichtigung betreffend „Noch einmal der Zootzen", „Germanien", 1935, S. 149. Da mein Name genannt ist, möchte ich bemerken: Der Burgwall Lossow (bei Frankfurt a. d. Oder) liegt nicht „im äußersten Westen", sondern „im äußersten Osten des Kreises Lebus", hart an der Oder („Steilen Wand"), nahe der Südgrenze des Kreises. — Ferner ist die Besetzung eines Streifens des rechten Oderufers durch die Semnonen nur eine kurze, späte Episode. — Bis 500 vor Zw. siedelten als Nachbarn der Semnonen „die Illyrier" im südlichen Teile der Mark Brandenburg, nach deren Verschwinden „Zootzen-Friesack" als semnonisches Nationalheiligtum nicht ungünstig gelegen haben würde. Das Zentrum des Semnonenreiches nach 500 vor Zw. würde etwa am Müritzsee in Mecklenburg-Schwerin (nördlich des „Zootzen") gelegen haben. (Vgl. hierzu Karte Kossinna-Petersen, Mannus, Bd. 25, 1933.)

Frankfurt/Oder. M. M. Lienau.

Die Bücherwaage

Karl Theodor Strasser: **Der Unsterblichkeitsglaube der Germanen.** Hanseatische Verlagsanstalt. Hamburg 1934. Kart. 1,50 RM.

Strasser ist ein Gegner des aufklärerischen Fortschrittwahnes. Das offenbart der Schlußsatz seiner Anmerkung 20: „Man braucht nicht alles Seelische und Geistige einfach immer ans Ende der Entwicklung zu setzen". Es geht dem Verfasser also um eine Art Ehrenrettung des germanischen Altertums auf dem geistig-seelischen Gebiet der Jenseitsvorstellung. Bei unseren frühesten Ahnen schon fuhr der Tote nicht in die „Grube", womit dann alles aus war wie bei den alten Juden, oder in eine freudlose Unterwelt, wo die Schattenseelen bewußtlos herumschwebten wie im griechischen Hades. Wie dankenswert ist doch Strassers Feststellung, daß die sorgfältige Bestattung der europäischen Toten schon in der Altsteinzeit keineswegs nur auf die Furcht vor ihnen zurückzuführen sei, sondern daß dabei ebensosehr Treue und Liebe mitgesprochen haben! Für die Germanen lebte von ihren Ursprüngen an ein Verstorbener irgendwie auch leibhaftig weiter. Eine „Körperseele" muß also vorausgesetzt worden sein. Eine fortschreitende Vergeistigung dieser Vorstellung führte zu dem Glauben, der überlebende Teil des Toten könne sich in ein Tier verwandeln. Später wurzelte der Glaube an eine Wiedergeburt darin.

Einen starken Schritt auf der Bahn dieser Vergeistigung bedeutete die Einführung der Feuerbestattung, die als eine Verklärung des Toten zu fassen sein dürfte.

Anfangs nahmen die Germanen ein „nahes Jenseits" an. Darum erbauten sie die Riesenstuben als Einzel- und als Sippengräber. Auch die „Bergentrückung" steht damit in Zusammenhang. Daß man sich den Aufenthaltsort der Verstorbenen keineswegs immer als finsteren und freudlosen Ort dachte, dafür zeugen die im Heliand und im Angelsächsischen überlieferten Vorstellungen von einer „grünen Aue", das Märchen von der Frau Holle und der Walhallglaube. Die Vorstellung von einer Totenhalle galt ursprünglich wohl einer unterirdischen Behausung. Als Odin ihr Herrscher wurde, wurde sie zum Himmel emporgehoben und von den Dichtern verklärt. Mit dem Wandel der Anschauungen wurde aus dem „nahen Jenseits" ein „fernes", zu dem die Toten eine weite Reise machen mußten, zu der sie einer entsprechenden Ausrüstung bedurften. Mögen manche der alten Anschauungen uns heut kindlich befangen anmuten, darin hat Strasser gewiß recht, daß die germanischen Vorstellungen von einem Fortleben nach dem Tode von einer lichten Unsterblichkeitshoffnung und einem dauernden Ringen um Vergöttlichung zeugen.

Bei einer Neuauflage wäre zu berichtigen, daß die Leichenreste des im Seddiner Hügelgrabe beigesetzten Fürsten in einer Bronzeurne als „erstem Sarge" geborgen waren. Edmund Weber.

Ludwig Euing, **Die Sage von Tanaquil.** Frankfurt am Main, 1933, V. Klostermann Verlag. 53 Seiten. 3,50 RM. (Frankfurter Studien zur Religion und Kultur der Antike, Band 2.)

In Germanien, Jg. 1933, Seite 153 f. (Maiheft), habe ich den ersten Band der Frankfurter Studien besprochen und dabei auf die große Bedeutung der Zusammenschau der Überlieferungen aller indogermanischen Völker hingewiesen. Die altitalische Religion und Kultur im besonderen ist überaus nahe verwandt der germanischen.

Am selben Orte sagte ich, daß die Studien des Frankfurter Seminars hoffentlich die längst fällige Auseinandersetzung der Altphilologie mit Bachofen vorbereiten würden. Der vorliegende zweite Band der Studien beginnt mit einer Kritik der Bachofenschen Auffassung der Tanaquilgestalt. Wenn es Seite 13 heißt, „Bachofens Werk ist bis heute unbeachtet geblieben", so muß da allerdings hinzugefügt werden „bei den Altphilologen!"

Die Untersuchungen Euings ergeben, daß Bachofens Auffassung der Tanaquil unhaltbar ist. Tanaquil gehört in den Umkreis der Vesta. Die Vestalinnen sind als Kultschwesternschaft aufzufassen. Der Vestakult hatte in Altrom eine größere Bedeutung als man bisher wußte. Diese Ergebnisse Euings sind deshalb hochwichtig, weil sie zu fruchtbaren Fragestellungen führen können. Wenn sie auch nur einen kleinen Baustein liefern zur Auseinandersetzung mit Bachofen, so leiten sie doch zu der entscheidenden Frage hin, die Bachofen nicht stellte, zu der Frage: Gibt es ein ursprüngliches nordisches „Mutterrecht" (dies Wort im weitesten Sinne genommen) und wie sah dies nordische Mutterrecht aus? Wer dieser Frage nachgehen wollte, müßte allerdings den indogermanischen Vestakult zum Ausgangspunkt seiner Untersuchungen nehmen. Dr. Otto Huth, Berlin.

Carl Koch, **Gestirnverehrung im alten Italien.** Frankfurt am Main, 1933, V. Klostermann Verlag. 120 Seiten. 7,50 RM. (Frankfurter Studien zur Religion und Kultur der Antike. Bd. 3.)

Der Verfasser erweist gegen die bisher geltende Ansicht Wissowas den Gestirndienst, insbesondere den Sonnenkult als altitalisch. Wir hören von der latinischen Sitte, die Sonne am Morgen zu begrüßen (S. 14). Dies dürfte übrigens bereits urindogermanischer Brauch sein. Die Bezeichnung der Rundprozession lustrum, das zu lustrare „beleuchten", „umkreisen" gehört, bedeutet ursprünglich „die kultisch imitierte solare Umleuchtung" (26). Die Zirkusspiele waren verknüpft mit dem Sonnenkult (41 ff.). Das Rad als Sonnenzeichen ist Symbol des Dius Fidius und Summanus (51 f.). Koch übersieht hier die erstaunliche Verbreitung des Radsymbols auf bronzezeitlichen Schwertern und Gürteln (s. O. Montelius, La Civilisation primitive en Italie), auf Grabstelen (s. Duhn) usw. Der letzte Teil seiner Untersuchung dient der Klärung des Begriffs Indiges.

Die Arbeit zielt darauf die altitalische Religion als solaren Chthonismus zu erfassen, d. h. eine enge Verknüpfung von Sonnenkult und Fruchtbarkeitskult als ursprünglich zu erweisen. Die schwedischen Felszeichnungen zeigen, daß diese Verknüpfung auch im Urgermanentum zu finden ist (s. Almgren, Nordische Felszeichnungen als religiöse Urkunden und meine Besprechung dieses Werkes in „Germanien", 1935, S. 26/27). Dr. Otto Huth, Berlin.

Prof. Dr. ing. E. h. Otto Lienau, **Die Bootsfunde von Danzig-Ohra aus der Wikingerzeit.** Danzig 1934, Danziger Verlagsgesellschaft m. b. H. Die Schrift behandelt in hervorragender Weise einen besonderen hochentwickelten, holzgenagelten Wikingerbootstyp und dessen Verbreitung vom Lebasee (Ostpommern) bis zum Frischen Haff. Auf Grund des alten und neuen Fundmaterials und dessen fachmännischer Auswertung, sowie des geologischen und landschaftlichen Materials, unter eingehender Berücksichtigung umfangreicher in- und ausländischer Literatur werden darin die mit diesem Bootstyp zusammenhängenden Fragen aufgerollt. Ganz besonders wertvoll ist bei den Ohraer Funden, daß, wohl zum erstenmal, ein Schiffsbauer die Ausgrabungen, Vergleiche und den Wiederaufbau vorgenommen hat. Prof. Dr. Lienau, Direktor des Lehrstuhls für praktischen Schiffsbau an der Danziger Technischen Hochschule hat mit ungeheurer Sorgfalt sofort an Ort und Stelle die Maße der teilweise stark beschädigten Bootsteile aufgenommen, dann in mühevoller monatelanger Kleinarbeit das Material und den Bau der Boote eingehend studiert, ihre physikalischen Eigenschaften ermittelt, und in sehr vielen sorgfältigen Zeichnungen, Abbildungen und Tabellen das Ganze veranschaulicht. Erst nach diesen Arbeiten wurde der Wiederaufbau vorgenommen. Dadurch, daß selbst den nebensächlichst erscheinenden Bruchstücken und Splittern größte Sorgfalt entgegengebracht wurde, ihr Lagerungsort und Maße sofort genauestens ermittelt wurden, ist es möglich gewesen, wenigstens in einem Fall ein Boot vollständig mit allem Zubehör wieder aufzubauen, besonders aber seine genaueste Form zu bestimmen. Dem Buch ist zu entnehmen, daß die Maße dieser Boote, besonders die des einen ganz wiederhergestellten 18-Ruderer-Mannschaftsbootes denen der modernsten Marineboote sehr weit entsprechen, daß sie Stromlinienform aufweisen. Teilweise übertreffen sie sogar die modernen Boote, besonders in der geradezu raffinierten und vollendeten Bauweise am Steven; ebenso übertrifft das Material und dessen Bearbeitung und der Bau in vielen Dingen heutige Konstruktionen.

Interessante Einblicke gewährt das Buch in die Zusammenhänge aller übrigen bekannten ähnlichen Funde. Die Funde von Ohra (südlicher Vorort von Danzig) weisen auf einen uralten Danziger Hafen hin, an der Terrasse des Höhensteilabfalles des Danziger Urhaffs, an einer sehr geschützten Stelle hinter einem kleinen vorgeschobenen Schuttkegel eines Höhenbaches, an einer Stelle, wo früher bis etwa 1300 nach Zeitwende Radaune, Mottlau und unweit die Danziger Weichsel ins Urhaff einmündeten.

Das Buch ist ein Glanzstück für exakte Forschungen auf dem Gebiete des vorgeschichtlichen germanischen Schiffbaues, bei dem es immer noch an fachmännischer Auswertung fehlte. Es wird auf Grund eines nicht zu übertreffenden gründlichen Materials gezeigt, daß der germanische Schiffsbau in jener Zeit eine Vollkommenheit besaß, die seinesgleichen erst auf der Welt suchen muß. Dr. Ostendorff.

Manfred Werner, **Natur und Sünde.** Reden und Aufsätze zum nordischen Gedanken. Heft 22. Leipzig 1934, Adolf Klein Verlag. 32 Seiten.

Seine Arbeit bezeichnet der Verfasser im Untertitel als „eine Studie zur angeblichen anima naturaliter christiana an Hand der grönländischen Missionsgeschichte". Im engen Anschluß an das Tagebuch des Bischofs Egede, des Missionars Grönlands, wird gezeigt, wie die ursprüngliche Naturreligion der heidnisch-frommen Eskimos durch die Geistreligion des Christentums zerstört wird. Keineswegs eine „höhere Stufe", eine „Läuterung" wird erreicht, sondern Verfall, Zersetzung des Volkstums, das nur in seiner ursprünglichen religiösen Naturverwurzelung lebensfähig ist. — Die Arbeit ist sehr eindrucksvoll, gerade dadurch, daß sie die Tatsachen sprechen läßt. Solche Studien müßten über alle „Missionsgebiete" **verfaßt** werden; die Arbeit Werners kann dabei als Vorbild dienen. Wir erwähnen noch, daß die Bekehrungsgeschichte der Germanen nur im Rahmen der gesamten Missionsgeschichte betrachtet werden sollte. Die Studie Werners ist also auch als ein Beitrag zu dieser umstrittenen Frage zu werten.

Dr. Otto Huth.

Ursula Zabel, **Norden in Not.** Schauspiel. Leipzig 1934, Adolf Klein Verlag. 88 Seiten.

Das neue Werk der jungen Dichterin, die durch ihren „Grettir" bekannt wurde, ist vorigen Sommer in Rostock uraufgeführt worden. Im Anschluß an einige Grönländersagas schildert Ursula Zabel das Schicksal der letzten nordischen Siedler Grönlands. Grönland wurde um das Jahr 1000 von Island aus besiedelt. Diese Grönlandfahrer waren auch die ersten Entdecker Amerikas, des „Winlandes". Die Nachrichten über die äußerste nordische Kolonie verstummen im 15. Jahrhundert. Sind die letzten Grönländer von Eskimos überfallen und vernichtet worden oder sind sie nach dem Winland, das günstigere Siedlungsmöglichkeiten bot, hinübergefahren? Wie Bernhard Kummer in einer lebendig geschriebenen „Einführung in die Geschichte Grönlands", die zugleich als Einführung

in Ursula Zabels „Norden in Not“ dem Schauspiel vorangestellt ist, darlegt, muß die gelehrte Forschung heute die Möglichkeit einer solchen Übersiedlung der letzten Grönländer nach Amerika zwar bejahen, kann aber nichts „beweisen“. Dem Dichter bot sich hier ein dankbarer Stoff.

Ursula Zabel lebt in den Gestalten, die sie zeichnet. Sie versteht die nordische Art, mehr anzudeuten als ausgesprochen wird. Herrlich diese Gestalten: die Ashilt, die Volksmutter Grima, der großartige Ulf. Und diese Menschen sind echt, sie leben. Wie Kummer in der Einleitung hervorhebt, ist auch der betrügerische Bischof „in seinem ganzen Wesen historisch echt“. Sehr bedeutsam scheint mir, daß das innerste Motiv des Stücks eine Dioskurentragödie ist; es handelt sich um einen Schwurbrüdermord. Daß alle aufgeschlossenen Menschen, die der Aufführung des Schauspiels beiwohnen konnten, übereinstimmend berichten, daß das Stück ungeheuer eindrucksvoll sei, hat ohne Frage einen wesentlichen Grund auch darin, daß dies Motiv das entscheidende Thema ist für die Auseinandersetzung zwischen germanischem Heidentum und Christentum. „Dieses Motiv eröffnet die jawistisch-christliche Religionsform, wie es die heidnische beschließt“ (Hans Eggert Schröder). Ursula Zabel, die die Rettung und Erneuerung des nordischen Heidentums darstellt, wandelt das Motiv: der Mord wird zum Opfertod, der die heilige Schwurbrüderschaft erneuert, indem er den Getöteten zum schützenden Dämon werden und den Treulosen zurückfinden läßt zu seiner eigentlichen Natur. — Dieses gegenwartsnahe Schauspiel der deutschen Dichterin sollten alle deutschen Bühnen bringen! Otto Huth.

Zeitschriftenschau

Siedlung und Ausbreitung

B. Rosenkranz, **Sprache, Rasse und Volkstum in Alteuropa.** Volk und Rasse, Heft 7, Verlag J. F. Lehmann, München 1935. Der Aufsatz unternimmt den Versuch, die ursprünglichen Sprachen und Kulturen der europäischen Rassen sowie ihre Ausbreitung zu ermitteln. Die Zusammengehörigkeit von nordischer Rasse, indogermanischer Sprache und den vorgeschichtlichen Kulturkreisen Mittel- und Nordeuropas sind hinreichend bekannt. Schwieriger steht es bei den anderen Rassen. Die Westrasse, die Urbevölkerung Italiens, Spaniens und Westeuropas, sprach das Iberische und verwandte Sprachen, die dem Hamitischen nahestehen, Beziehungen, die sich auch kulturell belegen lassen. In den ursprünglichen, noch nicht indogermanisierten Ligurern möchte Verf. die ostische Rasse sehen, die sich an Ort und Stelle aus dem Grenelletyp entwickelt haben soll. Ihre Sprache muß schon vorgeschichtlich ausgestorben sein. Schwer zu ermitteln ist der Weg der Dinarier und ihrer ursprünglichen Kultur; sprachlich werden sie den „japhetitischen“ Sprachen zugewiesen. Die ural-altaischen Sprachen schließlich sollen der ostbaltischen Rasse ureigen gewesen sein, deren Kultur in den jungsteinzeitlichen Kulturen Osteuropas zu suchen seien. / J. Brøndsted, **Noch ein jütisches Einzelgrab mit Megalithkeramik.** Acta Archaeologica. Vol. 5, Fasc. 3. Verlag Levin & Munksgaard, Kopenhagen 1935. Bei Ettrup in Jütland ist unmittelbar neben dem schon bekannten Einzelgrab noch ein zweites entdeckt worden, das ursprünglich vermutlich vom gleichen Hügel bedeckt war. Das Grab enthielt ebenfalls Megalithkeramik: Eine Schale mit Winkelschnurornament, Becher nach Art der Trichterbecher u. a. m. Bei diesen Bestattungen, die echte Untergräber sind, handelt es sich beide Male um Frauengräber. Es ist also viel wahrscheinlicher, daß hier Frauen des Einzelgrabvolkes nach ihrer heimischen Sitte beigesetzt worden sind, als daß ein Einbruch der Einzelgrableute vorliegt. / Josef Kneidinger, **Jungsteinzeitliche Funde aus dem Gallneukirchner Becken.** Heimatgaue. Verlag R. Pirngruber, Linz. 15. Jahrg. Heft 3/4 1935. Obwohl Löß heute nur noch wenig im Gallneukirchner Becken vorhanden ist, sind Spuren der bandkeramischen Kultur sehr häufig, insbesondere Schuhleistenkeile, Hakken und Beile. Diese offenbar zahlreiche Besiedlung dauert ziemlich ungestört an, bis mit dem Eindringen der Indogermanen gegen Ende der Steinzeit nicht nur die Streitaxt führend wird, sondern auch Befestigungen von kriegerischen Zeiten künden. Trotz der vielen Funde sind bandkeramische Siedlungsspuren bisher nicht gefunden worden, so daß planmäßige Grabung, insbesondere am Wolfingerberg, augenscheinlich dem Mittelpunkt der damaligen Besiedlung, recht am Platze wären. / Albrecht Dauber, **Die Steinbeilfunde des nördlichen Schwarzwaldes.** Mannus. 26. Jahrg. Heft 3/4 1935. Verlag Kabitzsch, Leipzig. Entgegen der früheren Auffassung, daß in vorrömischer Zeit das Innere des Schwarzwaldes siedlungsfrei geblieben sei, ergab sich eine ganze Reihe von Funden, die durch Zufall nicht erklärt werden konnten. Die Übertragung der Fundorte auf eine Karte zeigte, daß die Funde fast ausschließlich im oberen Buntsandsteingebiet liegen, ein Boden, der in der Jungsteinzeit durchaus nicht siedlungsfeindlich gewesen sein wird. Es ist anzunehmen, daß die Besiedlung der höheren Gebiete wegen der Übervölkerung erfolgte, die infolge neuer Vorstöße von Norden her zeitweilig besonders stark geworden sein muß. Sie wurde wieder aufgegeben, sobald der Strom durch weiteres Vordringen wieder abgeebbt war, und erst im 9. Jahrhundert n. Chr. findet dann eine endgültige Besiedlung dieser Gebiete statt. / Hugo Hoffmann, **Die Travemündung in der ausgehenden Bronzezeit.** Die Heimat. 45. Jahrg. Heft 6. 1935. Verlag Karl Wachholtz, Neumünster. Während der jüngeren Bronzezeit ist Ostholstein im Gegensatz zu den dicht besiedelten Nachbargebieten nur Durchzugsland. Erst am Ende der Bronzezeit entsteht eine gewisse Besiedlung in der Gegend der Travemündung, was um so erstaunlicher ist, als durch den Klimasturz die Siedlungsbedingungen in diesem Gebiet um diese Zeit eher schlechter als besser geworden sein dürften. Aber die Art der Funde bringt eine Erklärung. Es handelt sich hier um Handelsniederlassungen, die wir also als die frühesten Vorgänger Lübecks bezeichnen dürfen. / Rolf Lenhartz, **Siedlungskundliche Fragen am Niederrhein.** Rheinische Vierteljahrsblätter. 5. Jahrg. Heft 2/3 1935. Verlag Ludwig Röhrscheid, Bonn. Der Aufsatz untersucht die Ursachen der Siedlungsgegensätze am Niederrhein. Das Niederrheingebiet zeigt, verbunden durch eine breite Mischzone, zwei gegensätzliche Siedlungsformen: Im Norden den Einzelhof, wie er sich von der Weser bis Calais hin erstreckt, und im Süden die Dorfsiedlung, die wiederum in mehreren Formen auftritt. Dem entspricht annähernd der Haustyp: im Norden das niedersächsische Einraumhaus, im Süden das fränkische Gehöft. Auch in der Mundart läßt sich eine derartige Verteilung beobachten. Verfasser will nicht, oder nicht allein die Spuren alter Stammesgrenzen in diesen Gegensätzen sehen, sondern sucht auch die Bodenbeschaffenheit und die Wirtschaftsverhältnisse zur Klärung dieses Tatbestandes heranzuziehen.

Kultur und Brauchtum

V. Lebzelter, **Die Scheitelnarbensitte der Bronzezeit in Niederösterreich.** Mannus. 26. Jahrg. Heft 3/4. Bei den Lappen sowie sibirischen und ostasiatischen Völkern ist heute noch zu Heilzwecken das Moxa-Brennen im Gebrauch, d. h. aus einer bestimmten Schwammart werden kleine Kegelchen geformt und auf der zu heilenden Stelle ein oder mehrmals abgebrannt. In Statzendorf (Niederösterreich) wurden einige Skelettgräber der frühen Bronzezeit gehoben, an deren Schädelmaterial sich zweimal ein gleiches Verfahren nachweisen ließ. Eine männliche Kalotte trug die Narbe in der Mitte des Stirnbeins, der zweite Patient, eine alte Frau, muß bald nach der Operation gestorben sein. / H. Agde, **Eigentümliche spätbronzezeitliche Skelettfunde um Halle.** Ebenda. In der Gegend um Halle und Merseburg sind eine ganze Reihe von Gräbern gefunden worden, deren Skelette eine höchst eigentümliche Lagerung zeigen. Sie gehören durchweg der jüngeren Bronzezeit an. Die Körper sind teils hochgradig verschnürt, teils völlig verrenkt, zum Teil auch mit dem Gesicht nach unten oder mit Steinen beschwert bestattet worden. Die Gräber befanden sich z. T. in Wohn- oder Abfallgruben. Die Lausitzer Kultur kommt für diesen Befund ebensowenig in Frage wie die (germanische) nordharzische Steinkistenkultur, die um die fragliche Zeit dies Gebiet erobert. Dagegen lassen sich Beziehungen zur Kultur der thüringischen Steinpackungsgräber nachweisen. Das Gebiet ist also von den vorherigen Bewohnern nicht völlig geräumt worden, als es von den Germanen besetzt wurde. Bemerkenswert ist, daß diese eigentümlichen Gräber auch in rassischer Beziehung Besonderheiten aufweisen. Sie zeigen recht primitive Merkmale und lassen sich bisher nirgends einreihen. / R. Stimming, **Knochen- und Horngeräte sowie Tierreste in vorgeschichtlichen Grabgefäßen der Elb-Havelgegend.** Ebenda. Der Aufsatz behandelt die Knochen- und Horngeräte des Elb-Havelgebietes unter besonders eingehender Berücksichtigung des Kammes seit der römischen Kaiserzeit.

Aus der Forschung

Walter von Stokar, **Die mikroskopische Untersuchung vorgeschichtlicher Webarbeiten.** Ebenda. In steigendem Maße stellen sich auch die Naturwissenschaften in den Dienst der Erforschung unserer Vorzeit. Der Aufsatz berichtet eingehend über die Verfahren, die zur Untersuchung vorgeschichtlicher Gewebereste zur Anwendung kommen. / Johannes Grüß, **Über Honigreste aus prähistorischer Zeit.** Forschungen und Fortschritte. 11. Jahrg. Nr. 20/21. 1935. Die Untersuchung einer krümeligen, gelblich-grauen Masse, die in ganz geringer Menge von Waldtraut Bohm auf einer der Herdstellen des von ihr ausgegrabenen Dorfes Lenzersilge gefunden worden war, hat ergeben, daß es sich um Spuren von Honig handelt. Ein größerer Honigrest konnte außerdem in einem Gefäß aus dem bekannten alemannischen Gräberfeld von Oberflacht bei Tutlingen nachgewiesen werden. / Walter von Stokar, **Untersuchung eines Harzrestes aus einer latènezeitlichen Urne von Bad Nauheim.** Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit. 11. Jahrg. Heft 2 1935. Verlag Kabitzsch, Leipzig. In einem größeren, latènezeitlichen Topf, der bei Nauheim gefunden wurde, befand sich eine Schicht Harz, deren chemische und mikroskopische Untersuchung ergab, daß es sich um keine der heute oder früher bei uns einheimischen Harzarten handelte. Jedoch die Überlegung, daß die Kelten, aus deren Gebiet der Fund stammt, sehr weite Handelsbeziehungen pflegten, und daß der Hauptlieferant für Harze und dergleichen der Südosten war, führte auf die Spur. Es handelt sich um Styrax, der im Altertum als Räucherstoff weit verhandelt wurde. Der kleine Fund erlaubt noch einen weiteren Rückschluß. Die keltischen Galater, die sich in Kleinasien niederließen, haben sich dort merkwürdigerweise keineswegs den besten Boden ausgesucht, obwohl sie Bauern waren, aber sie sind trotzdem zu Wohlstand gelangt. Ihr Gebiet zeigt gerade das Hauptvorkommen dieses vielbegehrten Styrax, und es mag der Handel damit gewesen sein, der sie reich gemacht hat. Hertha Schemmel.

Sachsenentehrung. Im diesjährigen Heuert-Heft (5. 7. 1935) der „Sonne" untersucht unser Mitarbeiter Edmund Weber die seit zwei Jahrzehnten mehrfach von Kirchenlehrern und Professoren wieder aufgenommene Greuellüge, daß die Sachsen wie aus dem Absatz 6 des Paderborner Kapitulars (der einzigen „Quelle") hervorgehen sollte, unter gewissen Umständen Hexen verbrannt und ihr Fleisch gegessen hätten. Weber weist sehr einleuchtend nach, daß es sich bei dem genannten Absatz des ersten Kapitulars (785) um eine einfache Übernahme aus dem Salfrankenrecht handelt, und hier wiederum ist die Bestimmung wahrscheinlich romanischen Ursprungs. Diese Bestimmung fehlt im zweiten Kapitular von 797, weil sie eben von vornherein gegenstandslos gewesen ist! „Wer die Sachsen der Menschenfresserei beschuldigt, muß es auch den Franken gegenüber tun." — Den Franken gegenüber, die zu Beginn der Sachsenkriege schon fast 300 Jahre Christen waren. Vgl. a. Fehrle, Tempelloser Gottesdienst. „Germanien", 1935, S. 240. „Die christlichen Geistlichen kämpften nicht nur gegen die Reste des Heidentums, die sie wirklich vorfanden, sondern auch gegen solche, die sie für möglich hielten.") Von den übrigen Aufsätzen des Heftes erwähnen wir noch den schönen Beitrag „Deutsche Gottesschau" von Ernst Ludwig Schellenberg und „Germanische Dome" von Reinhold Zimmermann sowie einen Auszug aus dem eben erschienenen Buche Wilhelm Sieglins „Die blonden Haare der indogermanischen Völker des Altertums".

Vereinsnachrichten

Ortsgruppe Osnabrück. Im Mai hatte die erste Sommerwanderung stattgefunden. Unter Leitung der Herren Eberhardt, Strubbe und Dr. ter Meulen und Erläuterung und Vortrag von Dr. Gummel wurde es trotz Regenwetters eine besonders eindrucksvolle „Endeckungsfahrt" zu Gräberanlagen, Thingstätten usw. der Vorzeit (Giersfeld, Alkenkuhle, Wiemelsberg).

Die zweite Fahrt, wiederum unvergeßlich schön, fand am 1. Heuert statt. Berichterstattung erfolgt im nächsten Heft. Die Führung lag in Händen von Dr. ter Meulen, Osnabrück, sowie Fr. H. Hamkens, Detmold, der mehrfach eingehende Erläuterungen über Brauchtum und ihre Verbindung mit der Vorzeit gab.

Am nächsten Tag sprach Herr Hamkens nochmals vor etwa 70 Hitlerjugendführern. Die jungen Menschen fanden sich in den Abendstunden an den im Walde gelegenen Johannissteinen ein. Herr Hamkens führte sie in einstündigem Vortrag in das germanisch-deutsche Brauchtum des Jahreslaufes ein. Die fromme Gottverbundenheit der Alten, das Erdgeborgene germanischen Glaubens, was zu hoher Zucht und Sitte verpflichtend, die seelische Stärke der starken, nordischen Bauernvölker einst war, wurden der Jugend eindrucksvoll nahegebracht.

Die Ortsgruppe Osnabrück bittet die andern Ortsgruppen im Hinblick auf obigen Bericht, doch möglichst die Jugend, wo und wie man sie nur erfassen kann, zu unsern Veranstaltungen heranzuziehen. Der junge Mensch steht sehr schwer kämpfend im gegenwärtigen weltanschaulichen Ringen. Die endliche, bedingungslose Auswertung unserer Vorgeschichtserkenntnisse vermag ihm ein starker Helfer zu sein!

Arbeitskreis Kassel. Am Himmelfahrtstage erfolgte eine Wanderung zur Altenburg, der großen Gauburg der Chatten unter Führung von Architekt Stück; er sprach dann auf dem Festplatz der Gemeinde Sand im Rahmen eines Bergfestes, — das aus räumlichen Gründen auf der Altenburg selbst, wo seine überlieferte Stätte ist, zunächst nicht stattfinden kann, — über „Uralte Bergfeste und ihre Stätten im Chattenlande."

Er wies zunächst darauf hin, daß am gleichen Tage im Reich 46 Sternwanderungen zu altgermanischen Höhen-Feststätten stattfänden. Hätten wir uns in unserer hessischen Heimat bereits endgültig zurückgefunden zu wichtigen und erhaltenswerten Bräuchen unserer Väter, so könnten wir allein in unserer engeren Heimat die doppelte Anzahl solcher Bergfeste feiern, die auf älteste Zeit zurückgehen.

Die Altenburg, vermutlich ein Donarheiligtum, ist Ausdruck der Verehrung, die dem Göttlichen unter diesem Namen gezollt worden ist. Aus den altheiligen Donar-Tagen schuf das Christentum Gründonnerstag, Himmelfahrt und Fronleichnam und verlagerte zahlreiche altheidnische Bräuche des Donartages (dies Jovis) auf diese Gedenktage eines neuen Glaubens, der den alten nur durch eine allmähliche Überleitung und zahlreiche, auf Jahrhunderte verteilte und heute noch bestehende Zugeständnisse zu überdecken vermochte. Noch 1657 mußte die hessische Kirchenordnung die Bergfeuer verbieten, aber sie bestehen teilweise heute noch. Das neunerlei Kraut der chattischen Opferfeuer lebt heute noch in Form der Kräutersuche an Himmelfahrt. Der Erneuerung des Jahrkranzes um diese Mitsommerfeste entsprang der Maienschmuck von Haus und Herd, Kirche und Altar. Aus Kampfspiel und Schwertertanz ward der Tanz unserer Jugend. Aus Roßrennen und Wettläufen entstanden die Strahlenwanderungen zu den Bergfesten, auf den Belwegen zu den „Baals", mit welchem Namen an manchen Orten nicht nur die Tanzstätte auf der Höhe, sondern das Fest an sich bezeichnet wurde. Welch ein gesunder und herrlicher Gegensatz zu den „Ball"-Festen mit allen ihren Auswüchsen, die der Großstädter heute in dumpfen Sälen feiert!

Zahlreiche Bergtanzfeste wurden durch den Redner belegt, z. B.: der Heiligenberg bei Gensungen, die Danzwiese auf der Milseburg, der Bilstein bei Großalmerode, der Asenbil in Kirchlotheim, die Bilsteine im Höllental an der Amöneburg, die Altenburg bei Heftrich und der Bilstein bei Besse, der Bel bei Sebbederode und der Beilstein bei Bösen-Kassel, der Bildstein im Saargau und der bei Steinwand im Fuldischen, die Hohe Baals bei Hosenfeld und der Baals auf dem Hirschberg bei Großalmerode, der Baals zwischen Sterzhausen und Wetter, sowie die Altenburgen bei Bösen-Kassel und Trockenderfurth, die Bilsteinkirche im Lossetal und den Bilstein bei Maar mit der Flur „zum Bale", die Gemeinde in Großburschla und die Weidelsburg bei Ippinghausen, den Dörnberg bei Kassel mit seinen neuerdings zerstörten Ringwällen, die Heiligen Klippen der Hünenburg bei Eberschütz, den Bildstein bei Elpenrod im Vogelsberg und zahlreiche Johannis-Orte in Hessen.

So künden Landschaft und Brauchtum uns in reicher Fülle von der Vorzeit und sind zu erforschen nötig, um unsere Vorzeit zu erkennen. Boden und Schriftforschung allein reichen dazu nicht aus.

Die Ortsgruppen Gelsenkirchen, Essen, Hagen, unter der Leitung von Lehrer Wilms, Studienrat Ricken, Ing. Kottmann haben gemeinsam am 30. Brachet eine schöne Sommerfahrt in die Soester Börde unternommen. Unter den 150 Teilnehmern befanden sich Freunde aus Bielefeld und Detmold, und auch Dir. Teudt. Unter sachkundiger Führung und wiederholten Hinweisen auf die tiefe völkische Bedeutung der Vorgeschichte seitens der vier Genannten wurde besichtigt:

zunächst der Hinnerking bei Soest, ein künstlich aufgeschütteter Hügel in Kegelform mit zwei Gräften, auf dem noch bis vor kurzem am Ostermontag festliche Zusammenkunft gehalten wurde. Dieser Brauch, ferner Ortungsfeststellungen, Sagen, Geschichtsquellen ließen Lehrer Wilms nach eifrigen Untersuchungen den Hinnerking als den Sitz des Gau-Huno, als eine Gerichts- und Versammlungsstätte des alten Susatengaues erkennen. 1890 ist auf der abgeplatteten Höhe eine runde Grundmauer, 6 m im Durchmesser, ergraben, die wohl einen Turm zum Abbrennen des Osterfeuers getragen hat. Dir. Teudt bestätigt, daß dieser Hinnerking, dem jede Ähnlichkeit mit einem Verteidigungswerk fehlt, keine Fliehburg sondern nur eine Kultanlage sein könne: Der spätere Bau einer christlichen Kapelle hier, abseits jeder Siedelung, bestätigt diese Vermutung. Wir dürfen somit den Hinnerking als Zeugnis der Frömmigkeit nordischer Art ansehen und in ihm ein kostbares Vermächtnis unserer Ahnen pflegen.

Es schloß sich eine kurze Besichtigung der frühgeschichtlichen Sammlung des Soester Museums, dann des Steinkisten-Sippen-Grabes in Hiddingsen an. Dr. König, Soest, sprach die Grabanlage der jüngeren Steinzeit zu. Die Aufdeckung sei kürzlich erst zufällig erfolgt; man fand durch den Kalkboden gut erhaltene Skelettreste von mindestens 18 Menschen (Cro Magnon-Rasse). Die Steinkiste hat das Ausmaß von 18×2,5 m. Die Seitenplatten sind erhalten, wenn auch nicht in der ganzen Höhe; die Deckplatten fehlen.

In der Mittagspause wurde die malerische alte Hansa- und Salzstadt Soest mit ihren vielen Kirchen (der tiefste Eindruck war wohl allen die Raumwirkung der Wiesenkirche) besichtigt, u. a. auch die Hohnekirche, die eine der „40 Entlehnungen" zur Christi Grabanlage laut Fuchs, Paderborn, birgt. Die dortige Nische dürfte eine Grab-Christi-Darstellung sein, aber dem Sargstein der Externsteine ähnelt sie nicht und beweist niemals dessen Anlage als Grab Christi! Am Nachmittag ging es zum „Heidentempel" in Drüggelte, am Abhang der nördlichen Höhen des herrlichen Sees der Möhnetalsperre, schon zum Sauerland gehörig. — Dieser kleine zwölfeckige (!) Rundbau hat innen zwei Kreise Säulen mit germanischen Sinnbildern. Die sieben Fenster leiten die Sonnenstrahlen bis in den innersten Kreis, der somit einer Sonnenuhr nahekommt. Unbedingt haben wir es mit einer stolzen Überlieferung aus der Zeit des Eigenglaubens zu tun. Durch Anbau einer Altarnische ist das Denkmal notdürftig zu einer christlichen Kapelle verändert; für die Entschleierung unserer Frühzeit bleibt es ein geheimnisvoller Ansatzpunkt. —

Tagung 1935: Nachtragend sei berichtet: Der Grabung am „Steintisch" im Leistruper Walde war vorausgegangen, daß Oberstleutnant Platz durch den „Rutengänger" Z e t z s c h e auf das Vorhandensein der vielen Gräber an jener Stelle aufmerksam gemacht worden war. Daraufhin hat ersterer über die Lippische Landesregierung veranlaßt, daß Lehrer Nebelsiek zunächst eines dieser Gräber zur Probe aufdeckte.

Ortsgruppe Bielefeld. Studienrat W. Sauerländer, Detmolder Str. 169. Schriftführerin: Frl. Elise Ziehm, Obernstr. 24.

In der **Teilnehmerliste der Tagung** bedeuten die Sternchen, daß der Betreffende Mitglied unserer Vereinigung ist. Wo diese Angabe etwa fehlen sollte, bitten wir um freundliche Benachrichtigung. — Dies in Beantwortung eingegangener Anfragen.

Auf der **Tagung 1935** hatte der Lehrer und Vorgeschichtsforscher M e i e r - B ö k e, Hohenhausen in Lippe, die Freundlichkeit gehabt, am Mittwoch, dem 12. 6., eine Führung zu übernehmen. Nachdem Dir. T e u d t an der Feststraße wiederum eingehende fesselnde Erläuterungen gegeben hatte, sprach dann Meier-Böke über die Anlage des Dreihügelheiligtums, dem großartigen Ausdruck der Tiefe und Weite des Gotterlebens unserer Väter.

Wollen wir die Geschichte der deutschen Zukunft gestalten, können wir das nur aus den Gesetzen unseres eigenen Lebens, wie sie uns entgegentreten in dem Ablauf der deutschen Geschichte und wie sie zuerst sichtbar werden in der germanischen Geschichte des Kampfes um Land und Brot. Will Decker in „Der deutsche Weg".

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Studienrat O. Suffert, Detmold, Hermannstr. 11; für den Anzeigenteil i. V. F. Schulze, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig. Printed in Germany. D. A. II. Vj. 1935 3200. Pl. Nr. 2.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935 September / Scheiding Heft 9

Bericht

über den Stand des Detmolder germanenkundlichen Werkes und der zu begründenden Pflegstätte, im Brachet (Juni) 1935

Von Wilhelm Teudt

Die auf Antrag der Vereinigung der „Freunde germanischer Vorgeschichte" vom Reichsstatthalter in Lippe und Schaumburg-Lippe Dr. Meyer und dem Lippischen Staatsminister Riecke gefaßten, von der Landesregierung und dem SS.-Reichsführer Himmler (Externsteinstiftung) tatkräftig geförderten Beschlüsse zur würdigen Herausstellung der Externsteine als nationales Denkmal germanischer Vergangenheit haben im Jahre 1934 Ergebnisse gehabt, denen ein bleibender Platz in der Geschichte der Germanenkunde gebührt. Außerdem hat der Staat Lippe durch Einstellung in den Jahreshaushalt 1934/35 den Anfang zur Begründung einer Pflegstätte der Germanenkunde in Detmold gemacht.

Die Befreiung der Externsteine von den beiden Verkehrsstraßen ist soweit fortgeschritten, daß die eine Umgehungsstrecke Holzhausen—Horn bereits in Betrieb genommen werden konnte und die andere Kleine Egge—Horn im Bau begriffen ist. Die Externsteine werden in absehbarer Zeit eine Stätte ungestörter feierlicher völkischer Selbstbesinnung sein.

Infolge mancherlei Schwierigkeiten ist das Werk der Umgestaltung der Umgebung, welches Hand in Hand mit wissenschaftlicher Grabungsarbeit und Felsuntersuchung vor sich gehen muß, nur langsam fortgeschritten. Der Ankauf des Kinderheimes (früher Hotel Kaiserhof) ist erfolgt; die Zurückverlegung des Wirtschafts- und Gasthofbetriebes aus der unmittelbaren Nähe der Weihestätte wird vorbereitet. Die Grabungsarbeiten müssen zunächst noch an der Verkehrsstraße mit Straßenbahn haltmachen.

Sofern es sich bei Grabungen nicht um Siedlungen oder steinzeitliche und bronzezeitliche Gräber handelt, sondern um andere germanische Stätten, wie z. B. Ringwälle, wo Menschen keinen Daueraufenthalt gehabt haben, pflegt der Ertrag an sog. Museumsstücken ein geringer zu sein. Trotzdem brachten die Grabungen und Untersuchungen Prof. Andrees und seiner Mitarbeiter Breitholz und Düsterfiek im vergangenen Jahre an den Externsteinen ausreichend Tonscherben, dazu Hinweise aus dem Schichtenbefund, aus den

Meißelarten und aus der Felsuntersuchung, um daraus den einwandfreien Beweis für die vorchristliche (d. h. hier vorkarolingische) Gebrauchs- und Entstehungszeit der Kultstätte und ihrer Felsgrotten entnehmen zu können. So haben dann die Ergebnisse der umfangreichen Arbeiten die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch genommen, woraus sich auch der stark gesteigerte Besuch der Steine in diesem Jahre erklärt.

Neben der Freude in völkischen Kreisen sind im gegnerischen Lager Erscheinungen ausgelöst, die ihren weltanschaulichen Hintergrund aufs deutlichste erkennen lassen. Um jeden Preis will man, wie es scheint, die mittelalterliche Geschichtsüberlieferung von wilden Sachsen und kulturlosen Germanen, die weder zur Steinbearbeitung noch zu himmelskundlicher Betätigung fähig waren, aufrechterhalten und glaubt mit der Hervorhebung der ja von niemand bestrittenen mittelalterlich-christlichen Vergangenheit der Externsteine ihre germanische Bedeutung verwischen und die Aufmerksamkeit von der Gewaltbekehrung durch den Westfranken Karl ablenken zu können.

Wenn unsere Germanenkunde zur Achtung und Ehrung unserer Ahnen beiträgt, so ist das eine Tat des geschichtlichen Wahrheitsbedürfnisses und nationalen Empfindens, und wenn dabei zugleich ein besseres Verständnis für die im religiösen Glauben unserer Vorfahren auch enthaltenen Wahrheiten herauskommt, so ist das noch kein Wodanismus. Unsere Detmolder Arbeit hält sich grundsätzlich aus den gegenwärtigen religiösen und kirchlichen Streitigkeiten heraus, läßt jedem seine Weise und beschränkt sich darauf, die T a t s a c h e n mit den unmittelbar und zwangsläufig sich daraus für jedermann ergebenden Schlußfolgerungen aufzuweisen. Alle Mitglieder und Mitarbeiter, sofern sie sich auf dem Boden unserer germanenkundlichen Bestrebungen bewegen, werden um Innehaltung eben dieser Richtlinie gebeten, deren Nichtachtung auf Sprengung unserer Vereinigung mit ihrer schönen gemeinschaftsbildenden Zusammenarbeit hinausführen würde.

Eine Hilfsstellung wird der von uns abgelehnten mittelmeerischen Betrachtungsweise der Germanenkunde andererseits durch einen glücklicherweise nur noch kleinen Teil der beamteten Wissenschaft geleistet, der nach den Ereignissen des vergangenen Jahres unserer Richtung und speziell unserer Externstein- und Österholz-Forschung die Berechtigung zwar nicht mehr abspricht, der aber den Anschein nicht vermeidet, daß er lieber in unwesentlichen Einzelheiten widerspricht, als positiv mitarbeitet, auch dann, wenn es sich im ganzen um unbestreitbare neue Erkenntnisse handelt, die im völkischen Sinne wertvoll sind.

Aus dem diesjährigen Bericht des Vorsitzenden der „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte", Oberstleutnant Platz, ist zu entnehmen, daß durch die Verbreitung der Zeitschrift „Germanien" und die übrigen Formen der Wirksamkeit der Vereinigung ein sich stetig erweiternder Einfluß der Detmolder Arbeit sowohl auf alle geistig regsamen Kreise unseres Volkes, als auch auf die Vertreter der Wissenschaft festzustellen ist. In letzterer Hinsicht haben im Julmond 1934 und Ostermond 1935 zwei Aussprache-Sitzungen, die der Bundesleiter des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, Professor Dr. Reinerth, berufen hatte, vortreffliche Dienste zur Verständigung geleistet.

Damit gelange ich zu dem zweiten Punkt der Entschlüsse der Lippischen Landesregierung, dem Plane der Begründung einer P f l e g s t ä t t e d e r G e r m a n e n k u n d e. Von dem Tage an, als die halbamtliche Frage, wie die Zukunft der hiesigen Arbeit zu denken sei, von mir mit dem Institutsplane beantwortet wurde, habe ich bei allen angegangenen Stellen und Persönlichkeiten in Berlin, hier und anderswo ausschließlich Zustimmung und den Willen zur Hilfe gefunden, — doch wohl wegen der schlechthin einleuchtenden Begründung unter w i s s e n s c h a f t l i c h e m, ö r t l i c h e m u n d v ö l k i s c h e m Gesichtspunkte.

Die im Laufe des Winters eingetretenen, — im übrigen sehr erfreulichen — Verhältnisse im deutschen Vaterlande, die einen Druck auf alle Haushaltspläne im Reich und

in den Ländern notwendig gemacht haben, dürften die Ursache der Verzögerung recht vieler schöner Pläne sein, auch der Begründung des großen Forschungsinstitutes, als dessen Zweig wir uns nach Eingliederung in den Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte ansehen müssen und wollen.

So kamen wir im März dieses Jahres in die peinliche Lage, inmitten der Verhandlungen zur Berufung zweier Dozenten der Pflegstätte, die Hoffnungen auf eine am 1. Mai d. J. einsetzende umfassendere Arbeitsleistung zunächst noch zurückzustellen. Aber trotz dieser Hemmungen im Weiterkommen erkennen wir dankbar den Fortschritt an, daß wir nunmehr unsere Büros und Archive in ausreichenden Räumen zusammenlegen, einen Hörsaal benutzen, im Nachbarsaal mit der Aufstellung einer germanischen Schausammlung beginnen und an die Vorbereitung von Lehrgängen denken können.

Zu dem haben die Verhältnisse eine neue Art der Verwendung des Hörsaales im Sommerhalbjahr gezeitigt. Nach seiner erstmaligen Benutzung durch die bereits am Begrüßungsabend der Pfingsttagung anwesenden 200 Teilnehmer — eine Zahl, die den Hörsaal gerade ausfüllte — konnte den bis zur Unerfüllbarkeit sich mehrenden Bitten um sachkundige Führung an und zu den germanischen Stätten der Osningmark in fruchtbarer und dankbar aufgenommener Weise wenigstens dadurch nachgegeben werden, daß den angemeldeten Gesellschaften vor oder nach dem Besuch der Stätten ein Vortrag mit oder ohne Lichtbilder im Hörsaal gehalten wurde. Zwischen dem 12. Heuert und 17. Ernting waren die Vorträge von 40, 160, 80, 90 und 130 Personen, in der Mehrzahl Lehrern, in Anspruch genommen. An den Externsteinen liegen die Dinge gegenwärtig so, daß der von der Externsteinstiftung angestellte Verwalter, Herr Fricke, sofern er nicht durch Andrang der sonstigen Besucher verhindert ist, an Ort und Stelle außerdem ebenfalls sachverständig die nötigen Erklärungen gibt. — Im Laufe des Heuert ist Dr. Butschkow als der von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft bewilligte Helfer und Prinz Friedrich Ernst von Sachsen-Altenburg als freiwilliger Mitarbeiter bei uns eingetreten.

Gedrängt durch die gewordene Lage und in der Hoffnung auf Weiterhilfe haben wir so mit den bescheidensten Mitteln die Begründung einer Pflegstätte für Germanenkunde nunmehr eingeleitet. Eine Eröffnung kann nur zugleich mit dem Arbeitsbeginn des ersten hauptamtlichen Dozenten geschehen. Es ist abzuwarten, ob uns aus freiwilligen Spenden Mittel zu einem Gehältergrundstock zufließen.

Die Daseinsberechtigung und Notwendigkeit der geplanten Pflegstätte, wie wir die hiesige Arbeit vorläufig nennen wollen, unter w i s s e n s c h a f t l i c h e m Gesichtspunkte liegt in erster Linie in der durch ihr Gefüge ermöglichten, ja gewährleisteten Z u s a m m e n a r b e i t der beteiligten Wissenszweige: Sprachenkunde, Fundwissenschaft, Geschichte, Volkskunde, Symbolkunde, Mythen- und Religionskunde, Landschaftskunde. Diese Zusammenarbeit ist tatsächlich ein Neues. Denn es liegt nicht nur in der geschichtlichen Entwicklung, sondern auch im organisatorischen Aufbau unserer Hochschulen, daß die genannten Hilfswissenschaften, soweit sie an den amtlichen Stätten der deutschen Wissenschaft überhaupt vertreten sind, in bezug auf die Bearbeitung der einzelnen Objekte und Probleme keine geregelte und dienstlich geforderte, sondern nur eine gelegentliche, dem privaten Belieben überlassene Fühlung untereinander haben. Wir hoffen zuversichtlich, daß der Übelstand im Dritten Reich überwunden werden wird. Aber solche gewordenen Verhältnisse sind sehr beharrlich, zumal wenn die Behörde um der Stetigkeit der Wissenschaft willen von umfassenden plötzlichen Personalveränderungen absehen muß.

In der geplanten Pflegstätte für Germanenkunde werden die Vertreter der genannten Wissenszweige gleichsam an einen Tisch gesetzt und müssen an den vorliegenden Einzelaufgaben, wo es angeht und nötig ist, gemeinsam schaffen, wobei Lehre und Forschung nicht auseinanderzuhalten sind.

Ich meinerseits habe den Gedanken an eine so verfaßte Pflegstätte der Germanenkunde nicht eher aufkommen lassen, als bis ich die Gewißheit hatte, daß ein solches Werk an den maßgebenden Stellen als eine erwünschte Ergänzung des bestehenden Wissenschaftsbetriebes willkommen geheißen wird.

Es gibt allerdings Einzelaufgaben, bei denen schlechterdings von vornherein keine Aussicht auf Weiterkommen besteht, so lange die Vertreter der verschiedenen Zweige der Germanenkunde nicht unter das Dach eines gemeinsamen Planes mit aufgestellter Arbeitshypothese gebracht sind. Als Beispiel nenne ich die Burgen- und Ringwallfrage. Eine Lösung im Sinne des von mir aufgestellten Satzes, „daß alle germanischen Ringwälle, die keine Spuren innerer Besiedlung in germanischer Zeit aufweisen, in erster Linie kultische Versammlungsplätze, also gleichsam die Kirchen, Dome und Wallfahrtsziele unserer Vorfahren gewesen sind", würde für die Beurteilung des germanischen Volkslebens, seiner Religion und Kultur von erheblichem Werte sein. Aber diese Frage ist völlig ungeeignet, allein durch geschichtliche Forschungen, oder allein durch Bodenfunde, oder Ortsbeschaffenheit, oder Flurnamen oder volkskundliche Anklänge entschieden zu werden. Dagegen kann die Zusammenschau aller Anzeichen mit einem einklingenden (harmonischen) Ergebnis entweder diese wertvolle geschichtliche Gewißheit bringen, oder zu einem Verzicht auf sie führen.

Lehre und Forschung sind untrennbar. Das erwachte nationale Empfinden will befriedigt und auch darüber belehrt sein, was noch vorliegt an germanischen Erinnerungsstätten. Viele wollen noch m e h r wissen, als bei Führungen und durch einzelne Vorträge geboten werden kann. Darum sind kurze, etwa einwöchige, später vielleicht auch längere Lehrgänge erforderlich: Lehrgänge für den Bedarf der Schulungsanstalten, für Lehrer und solche, die sonst in der Lage sind, Auskunft geben zu müssen, Gemein-Lehrgänge für lernfrohe Hörer aus allen Schichten, sowie Lehrgänge zur gegenseitigen Beratung und fachlichen Aussprache auf akademischer Grundlage. Gemeinschaftslager müssen natürlich sehr billigen Aufenthalt bieten. Es wäre bedauerlich, wenn ein solches erfreuliches Bedürfnis aus Mangel an Kräften in unserer Zeit unbefriedigt bliebe.

Und nun der Gesichtspunkt der ö r t l i c h e n E i g n u n g Detmolds für die Pflegstätte! In der geographischen Lage der Osningmark zwischen dem alten Theotmalli (Detmold) und den Lippe- und Emsquellen am Südwesthange des Teutoburger Waldes im Mittelpunkt der Stammesgebiete der Bundesgenossen im Befreiungskampfe gegen die Römerherrschaft ist der Grund zu suchen, warum sich hier ein Reichtum altgermanischer Weihestätten von mehr als lokaler Bedeutung findet. Zu letzteren gehören die Externsteine, die Teutoburg, der Leistruper Wald und die Stätten der Österholzer Mark in der Senne. Aber außerdem bietet sich hier auf engem Raume dem Anschauungsunterricht eine Fülle germanischer Denkmäler verschiedenster Art, zu deren Besuch ein Nachmittag ausreicht. Vertreten sind die großen Volksburgen und kleinen Ringwälle, Gräberfelder und Siedlungsstätten, Ortungsmale und germanisches Mauerwerk, auch ein wiederhergestelltes Großsteingrab in erreichbarer Nähe (Oeynhausen).

Nun zeigen sich ja nach erwachtem Interesse überall in Deutschland germanische Stätten mancherlei Art. Sie sind der Rest der Zehntausende, die es einst gab, — für die Stämme, Gaue, Gemeinden und Sippen, — deren Spuren dann meist völlig verwischt sind. Man schätzt allein die noch gut erkennbaren Ringwälle germanischer Herkunft, die mindestens in der Mehrzahl als Versammlungs- und Weihestätten in der freien Natur anzusehen sind, auf Tausende. Wir haben auch mehrere Gegenden mit eindrucksvollen germanischen Denkmälern ersten Ranges; aber es gibt doch keine Gegend, die zusammengedrängt ihren Besuchern so viel Eindrückliches bietet als der Osning und das Lipperland. Auf allgemeine Anerkennung dieser Eigenart haben nicht nur das Hermannsdenkmal und die Externsteine hingewirkt, sondern es scheint auch ein Volksempfinden vorzuliegen,

welches neidlos jetzt die Frage gar nicht aufkommen läßt, warum wir gerade hier in Detmold eine Pflegstätte der Germanenkunde begründen wollen.

Nur angedeutet sei ferner, daß die Stadt mit ihren kulturlichen Einrichtungen und ihren landschaftlichen Vorzügen nichts vermissen läßt, was für unseren Zweck erwünscht sein kann. Darunter befindet sich auch die Landesbibliothek, die, abgesehen von ihrem eigenen ansehnlichen Bestande, jeder Anforderung wissenschaftlicher Arbeit kostenlos gerecht wird. Erwähnt sind bereits die von der Landesregierung im Palais unentgeltlich überwiesenen Räume und die germanenkundliche Sammlung des Museums, die für die Pflegstätte ausgewertet werden kann.

Dann kommt für den Plan in Betracht, daß als eine Begleiterscheinung der bisherigen Detmolder Arbeit mehrere tausend Archivnummern mit germanenkundlichem Material zusammengekommen sind, deren Bearbeitung bisher unmöglich war, weil die dazu erforderlichen wissenschaftlichen Arbeitskräfte fehlten. Auch dadurch steht der Pflegstätte eine reiche und lohnende Arbeit bevor, die von den bisher vertrösteten Einsendern aufs freudigste begrüßt werden wird.

Zu der wissenschaftlichen und örtlichen Rechtfertigung kommt schließlich als wichtigster der v ö l k i s c h e G e s i c h t s p u n k t, unter dem dieses Werk geplant werden muß und auch geplant ist. Wir sind von der Überzeugung durchdrungen, daß das nationalsozialistische Reich unter Führung Adolf Hitlers die Rettung unseres Volkes und Vaterlandes aus allertiefster Not, Schmach und Gefahr gewesen ist. Über allem Zweifel erhaben erscheint uns die äußere Festigkeit des Bestandes dieses Dritten Reiches, zu dessen gewaltsamem Sturz jetzt weder die äußeren noch die inneren Feinde die Macht haben. Es bleibt die Aufgabe und Frage der inneren Erneuerung und Befriedigung unseres Gesamtvolkes als Gewähr für das Wohl des Vaterlandes in aller Zukunft, wobei die Ausrüstung mit völkischer, nationalsozialistischer Gesinnung in vorderster Linie steht.

Wer aber wollte leugnen, daß oberflächliches Reden dazu nicht ausreicht, daß ein Tiefergraben notwendig ist, d. h. eine Unterbauung unseres Volksbewußtseins durch die Liebe zu unserem Volkstum und durch die Achtung vor unseren Vorvätern, wovon uns eine Geschichtslüge, entstanden durch eine leidensvolle Entwicklung, ferngehalten hat.

Was wir nicht kennen und verstehen, das können wir nicht achten und lieben; ohne Germanenkunde fehlt der völkischen Gesinnung die Grundlage. Wer sie lehren will, muß selbst erfüllt sein von der Bedeutung seiner hohen Aufgabe, dazu von dem lebendigen Verantwortungsgefühl, daß die Wissenschaft letzten Endes nicht für sich selbst arbeitet, sondern für das Volk, von dem ihr die Möglichkeit und der Auftrag zur Arbeit gegeben ist.

Durch solche völkischen Forderungen kann das Wahrheitsstreben der Wissenschaft weder unter Druck gesetzt, noch beeinträchtigt werden, wie ich in einem Aufsatz im Juli-Heft 1935 der Zeitschrift „Germanien" dargetan habe.

Im neuen Reiche müssen fast auf allen Gebieten des Lebens n e u e W e g e gesucht und betreten werden. Grund genug liegt vor, daß die Wissenschaft davon keine Ausnahme machen darf.

Auch die Pflegstätte für Germanenkunde in Detmold, zu deren Vorbereitung bereits ein gut Stück Arbeit geleistet ist, und deren baldige Verwirklichung von unverdrossener Weiterarbeit und von der Mithilfe recht vieler Freunde germanischer Vorgeschichte abhängt, soll zu d e n n e u e n W e g e n gehören, auf denen wir klaren, lohnenden Zielen entgegengehen, zur F r e u d e aller einzelnen, die mit bei der Sache sind, und zum S e g e n unseres ganzen Volkes.



(Nach van Scheltema, Der Osebergfund)

Das Wikingerschiff der Königin Osa, Mutter des Schwarzen Halvdan, Großmutter Harald Schönhaars. Achtersteven (Backbord) während der Ausgrabung.

Wir verdanken es der in Skandinavien weit verbreiteten Anteilnahme an der Vorzeit des eigenen Volkes, daß dieses wundervoll gearbeitete Schiff uns erhalten geblieben ist. Im Jahre 1903 stieß der Hofbesitzer von Oseberg beim Abgraben eines Hügels auf Holzwerk. Er meldete seinen Fund sofort der Altertümersammlung in Oslo, so daß das Schiff in mühevollster Arbeit sachgemäß gehoben und vor dem Zerfall geschützt werden konnte. Schon die erste Untersuchung zeigte, daß das Schiff, wie allgemein üblich, mit dem Vordersteven nach Süden im Grabhügel lag — nach Norden führte der Weg ja abwärts zur Hel.

Die Wikinger: Raubtiere oder Helden?

Von Dr. Bernhard Kummer

Am Schluß des kleinen Beitrages „Immer noch die alte Brille" (H. 8/1935, S. 245), der schon seit langem zum Abdruck bereit lag, haben wir schon auf die falsche Einstellung dem Wikingertum gegenüber hingewiesen, eine Einstellung, die leider noch sehr weit verbreitet ist. Wir freuen uns, daß wir dank des Entgegenkommens des Verfassers unseren Lesern die nachstehenden Ausführungen bieten können, die Dr. Bernhard Kummer gerade eben in seiner Monatsschrift „Nordische Stimmen" veröffentlicht hat. Diese Ausführungen verdienen weiteste Verbreitung, und wir hoffen, daß sie mithelfen, ein altes Greuelmärchen zu beseitigen. — K. streift bei dieser Gelegenheit die Auseinandersetzung über das Buch von Otto Höfler „Die kultischen Geheimbünde der Germanen". Hierüber hoffen wir unsere Leser demnächst noch weiter unterrichten zu können. Schriftleitung.

Es ist das Wesen aller Geschichtskunde, die überlieferten Ereignisse in ihrem Ablauf, in ihrer zeitlichen Folge zu sehen, das Nacheinander und Miteinander der Gewalten und Gestalten zu erklären. Wir schildern nicht nur die Großtaten eines Krieges, sondern fragen zuerst, wie es zu diesem Kriege kam. Wir malen nicht nur nach der Überlieferung das Lebensbild einer großen Gestalt, sondern fragen nach ihrem Herkommen, und nach der Welt, in die sie hinein geboren worden ist. Seltsam, daß es einige große Erscheinungen unserer Geschichte gibt, bei denen dieser Grundsatz vernachlässigt wird. Meist sind das solche Ereignisse, die von außen her in die christlich-abendländische Kulturgeschichte hereingreifen und deren Herkunft in einem heidnischen Dunkel liegt, das uns nur insoweit erforschlich scheint, wieweit es erleuchtet wird durch das Licht, das die Missionare in das Dunkel trugen. Mit ihnen aber wandert das Vorurteil, wie es Kardinal Faulhaber in seiner letzten Schrift schon im Titel formulierte: „Christentum und Heidentum. Licht und Finsternis."

So haben wir manche Kräfte, die wirksam geworden sind in unserer Geschichte, bisher nicht unbefangen genug an ihrem heimischen Quell und Ausgangspunkt studiert. Wir haben den Angriff der Türken wie den Widerstand der Indianer gegen unsere Zivilisation und Religion sehr lange viel zu stark von uns aus gesehen, statt uns zu jener „Adlerperspektive" zu erheben, die Oswald Spengler forderte, und über die Grenzen aller Bekenntnisse zu schauen, und auch die Tat des Fremden oder Andersgläubigen von seiner Heimat, seinem Inneren, seinem Eigensten aus zu erklären. Das aber wird oder wurde zur Schuld am eigenen Blut und Erbe, wo immer wir das Hereinwirken germanisch-heidnischer Welt in unsere christliche Kulturgeschichte spürten, uns aber zurückhalten ließen an der Grenze der Getauften und Ungetauften, statt hineinzuschreiten in diese uns blutsverwandte Welt jenseits der Mission, und dort im Eigenlicht dieser Heidenwelt zu erkennen, woher die germanischen Kräfte kamen, die jemals lebendig und wirksam geworden sind in unserer deutschen Geschichte, in unserem Volk und in seinen großen Gestalten. Diese Schuld haben wir begangen bisher bei der Behandlung der Wikinger.

„Walröte zuckt um die Wikinge", heißt es in einem alten nordischen Lied. Krieg und Tod verbindet sich in der Tat mit ihrem Namen; wir können das Grauen der Welt vor ihnen verstehen, wir können auch unsere Freude haben an ihren Kraftgestalten, trotz aller Gewalttat, die sie tun. Aber historisch kann man sich damit nicht begnügen; ihre heroische „Wildheit" zu bewundern oder zu fürchten, ist nicht der Weg, ihren großen politischen Einsatz zu verstehen. Denn der reißende Wolf, der die Küsten verheert, raubt und mordet, der Seeräuber bis zu Störtebekers Tagen ist das Überbleibsel eines großen Aufbruchs nordischer Völkerkraft, eines großen Krieges. Es ist der unruhvolle todgeweihte Rest zwischen den „befriedeten" Fronten des Nordens und Südens,

und gibt uns nicht mit seinen letzten „blonden Bestien“ das Adelsbild des heidnischen Nordgermanentums.

Ein historisches Ereignis von größter Wichtigkeit nehmen wir zum Ausgangspunkt, damit wir endlich aufhören, mit der Gleichung Licht und Finsternis, Christentum und Heidentum, Bauernfleiß und Wikingermord, die nordisch-heidnische Völkerwelt zu schänden. Im Jahre 986 haben die Wikinger ohne Land, die in der Ostsee einen Horst, eine Burg hatten, und als ein Männerbund ohne Volk und Heimat dort hausten, das Bauernvolk in Norwegen angegriffen; der noch heidnische Jarl Hakon hat mit seinen Bauern die Wikinger besiegt und die tapferen Gefangenen hinrichten lassen als fremde Räuber, bis ihn die Standhaftigkeit und Verbissenheit dieses Sterbens ergriff und er den Letzten Gnade gibt, die edle Art des eignen nordischen Blutes noch in diesen heimatlosen Räubern anerkennend. Das heißt also: hier kämpften heidnische Bauern unter ihren Führern genau so erbittert gegen die Wikingerscharen, wie zur gleichen Zeit in Deutschland christliche Bauern gegen sie kämpfen. Es ist 200 Jahre nach Beginn der großen Wikinger- oder Normannensiege, die Zeit, wo überall unter Christen wie unter Heiden der heimatlose Rest der stolzen Wikingerheere der Verachtung und Vernichtung verfällt, und es ist bezeichnend genug, daß jene nordische Quelle uns eine letzte versuchte Großtat eines von christlichen Fürsten benutzten Wikingerbundes als einen Raubzug nach *Norden*, der fremdgewordenen Bauernheimat dieser Männer nordischen Blutes, zeigt.

In acht Büchern unserer wohl besten Weltgeschichte, die uns durch die Antike hereinführt in die deutsche Geschichte, steht kein Wort von den Jahrtausenden des Nordens, in denen diese Wikinger *geworden* sind. Auf einen Schlag sind sie da, greifen ein in die große Politik des karolingischen Reiches, erschüttern die christliche Welt, erobern Paris und Rom, werden eingegliedert, befriedet und beruhigt, und dann geht die christliche Geschichte weiter ihren Gang. Diesen Einbruch und die ungeheure Gefahr verschweigt uns die Geschichtsschreibung *nicht*. Aber von ihrem Werden und Wachsen sagt sie wenig. Seeräuber schwärmten plötzlich in alle Welt, das ist die Erklärung, *seltsamerweise nicht in den Stunden fränkisch-römischer Schwäche, sondern in den Stunden höchster karolingischer Macht*.

Diese Macht des gewaltigen Kaisers Karl hat den Wikingerschrecken Europas geboren. Die Wikinger blieben der einzige ihn überlebende germanische Feind. Jahrhunderte noch melden uns die Chroniken von der Furcht vor ihnen. Der Schrecken vor wildem Teufels-Heidentum verbindet sich mit ihrem Namen, mit dem man den Begriff alles heidnischen Nordgermanentums, aller Nordmänner oder Normannen überhaupt vereinte. Das christlich eingefriedete und weltkirchengläubig gebundene Reich zieht die Grenze des Glaubenshasses zwischen die Blutsverwandten, indes die neue Brüderschaft der Konfession die Rassen aller Welt vereint, und Juden mitsamt ihren Erzvätern zu Seelsorgern und heiligen Vätern des christlichen Abendlandes erklärt. So sehen wir zuletzt im Wikinger-Namen nur noch das Wesen fremder heidnischer Piraten. Aber sie *waren* mit ihren Sturmsegeln einst die *sichtbare Tatkraft* jener nordischen *Völker*, von denen man nur leider nachweisbar im Bischofspalast zu *Bremen* bald weniger wußte, als diese wußten von Byzanz und Rom. Gewiß, auch diese Tatkraft entartete zuletzt. Ein wildes Wolfsgesindel war das letzte, das man totschlug. Die nordischen *Völker* aber wurden *bekehrt* und fast *vergessen*. Und der Name Wiking lebt als ein Wort fluchwürdiger nordischer Wildheit fort. Der römische Politiker sogut wie der französische Staatsmann erinnert sich dieser barbarischen Wildheit, wenn es sein politisches Geschäft erfordert, oder wenn es gilt, das deutsche Rasseerwachen lächerlich zu machen, und es fehlt nie an einem „bekenntnistreuen“ deutschen Christen, der ihm dabei hilft.

Im Konversationslexikon des Herderverlages, dem „kleinen Herder“, wird ihnen weniger Raum gewidmet als dem primitivsten Volk, oder etwa dem alten Karthago.

Unter dem Namen Wikinger liest da der Deutsche die eine Zeile: „Die auf Raub fahrenden Normannen.“ Und unter Normannen heißt es: „Die Germanen in Dänemark und Skandinavien, berüchtigte Seefahrer (Wikinger), plünderten 9./10. Jahrhundert die Küsten Europas“ usw. Seltsam stiefmütterlich behandelt die deutsche Geschichtsschreibung bis zur Stunde diese „*berüchtigten Seefahrer*“, unter denen sie gleichwohl, wie eben gesagt „*die* Germanen in Dänemark und Skandinavien“ begreift, also Völker edelsten nordischen Blutes, Bauernvölker mit uralter Kultur, die schon 2000 Jahre früher Schiff und Pflug auf Felsenplatten zeichneten. Und von hier aus ergibt sich jene unheilvolle Fälschung des nordischen Lebensbildes immer neu, die wir im Volke überall zu unserem Schaden wirksam sehen. *Norden* in der deutschen Geschichte, das ist zunächst nichts als „berüchtigte“, wilde Seeräuberei ungezähmter Kräfte. Geduldig wartet der Chronist, dem der Mönch die Schrecken der Wikinger durchs Klosterfenster zeigt, und geduldig wartet auch sonst der gebildete Deutsche, bis er auf der Straße der Mission vordringen darf in die wilden Geheimnisse der dann endlich gezähmten und bezwungenen nordischen Welt. Und es wird uns gerade heute wieder sehr übelgenommen, wenn wir so eigenmächtig sind und mit Widukind zu Göttrik und weiter mit den ersten Wikingerschiffen *hinauffahren* in die norwegischen Fjorde, wo ein noch völlig heidnisches Bauernvolk die erste Kunde hört von dem Kampf um den „richtigen“ Gott und vom Blutbad an der Aller, diesem Gott zu Ehren. Denn man kennt nur den *einen* Weg zur Erkenntnis dieses Wikingertums, den Weg über ihre Verwüstungen zu ihren späteren christlichen Reichen. Und mit Hilfe einer Gelehrsamkeit, die die angstgeborenen Greuelberichte lateinischer Schreiber (z. B. das Ausfahren nach Menschenopfern und Beschmieren der Helden mit Menschenblut) unkritisch neben die echten Berichte altnordischer Saga setzte, glaubt man noch heute immer neu von Süden und Rom aus, Herz und Wesen dieser nordischen Scharen bestimmen zu können.

Das aber war der Ausklang der Wikingerzeit, und es spottet jeder wissenschaftlichen Methode, wenn man von den letzten Wikingerbünden *zwischen* den Ländern und Völkern aus das ganze Wesen nordischer Kämpfe und Siegesfahrten nach Süden und Westen ableiten will.

Das war die große Kulturwende, wo heimatlose Berufskrieger sich zu Bünden zusammenschließen und dann, wie die Jomswikinger, von der Ostsee feindlich gegen Norwegen fahren. Das ist die Zeit, wo auch im Norden *Schwertadel* und *Bauernadel* auseinanderfallen. Wo im Mythos Odin gegen Thor steht, wo der Herrscher einen neuen Glanz erhält *über* dem Volk der immer stärker in ihrer Freiheit beschränkten Bauern, und wo die Priesterschaft des Südens vorrückt zum Mieten des weltlichen Arms, um das Volk durch Königsgewalt und etwas Taufwasser christlich zu bekehren.

Das ist auch die Zeit, bis zu der man allenfalls zurückkommen kann, wenn man, wie Otto *Höfler* es tut, „kultische *Geheimbünde*“ bei den Germanen „erschließt“, eine Berufskriegerschaft, das Volk beherrschend, kultisch vereint in der Lebensmitte des *Volkstums*. Die Methode, vom Mittelalter am dünnen Faden einer Belegkette ins germanische Altertum zu gehen, findet eben Dinge, die wir inmitten des Wohlvertrauten germanischen Lebens nicht einmal vermuten können, und erklärt so statt aus dem Heidentum heraus in dieses hinein! Die eigentlichen niemals „geheimen“ Wikingerbünde stehen *zwischen* den Völkern und Ländern, und *tragen nicht* germanisches Volkstum und germanischen Staat, der immer getragen wurde von den Lebensketten der Geschlechter, von Vätern und Müttern, die alle von ihrem Grunde aus in ihren Kindern *unmittelbar sich verbunden* wußten mit den *Führern der Tat*.

Schon 200 Jahre vor jener Schlacht setzt jene große Wikingerbewegung ein. Ihr Kennzeichen ist im Gegensatz zu jenem Ausklang in der Hjörungenbucht die klare Nord-Süd-Richtung, im Gegensatz zu jenen Seeräuberstreifen der Spätzeit eine planmäßige

heidnische Kriegserklärung an die Mission und die fränkische Macht; sie wächst nicht empor aus kleinen Räuberscharen, sondern tritt in Volksheeren mit gewaltigen Flotten sofort auf den Plan.

Wir wissen, daß die Kulturen der alten nordischen Völker bis zur Wikingerzeit zwar Kampf und Heldentat geboren haben, aber wir wissen auch, daß dahinter eine ruhige bäurische Lebensweise und ein Gefühl gemeinsamen Blutes niemals einen Zustand ewiger, verheerender *Fehde* zwischen Bezirk und Bezirk, zwischen den Kleinfürsten und Sippen erlaubte. Die Ortsnamenkunde zumal weist eine niemals gewaltsam abgerissene Kulturentwicklung aus. Dieses alte Volk war einst gewohnt, in wehrhafter Bauernschaft das harte Leben gemeinsam zu bestehen, und diese Gabe hat es sogar dann noch in der fehdereicheren isländischen Zeit bewahrt. Es genügt also nicht, mit Eugen *Mogk* anzunehmen, die Fehdelust habe sich ungehindert betätigen können im eigenen Land und sei dann erst, als Harald Schönhaar das Land mit Gewalt einte, ins Ausland gegangen, um so über die Meere hin sich auszutoben. Nie hat ein heidnischer Krieg ein Land so entvölkert, wie der 30jährige Krieg Deutschland entvölkert hat. Gewiß hat der nordische Mensch aus innerstem Trieb nach *Tat und Ruhm* verlangt, und gewiß hat er nach der Einigung des Landes unter neuen Großkönigen einen neuen Antrieb zur Fahrt übers freie Meer gefunden. Aber der Beginn der Wikingzüge liegt genau 100 Jahre vor Harald Schönhaars Sieg im Hafrfjord, 100 Jahre vor der Besiedlung Islands, und vor Rolfs, des Eroberers der Normandie, Verbannung aus Norwegen. Er liegt in der Zeit, in der der Franke Karl zum Schwert der Kirche wird, zu ihrem rettenden Schwert, in der Zeit, in der die Kirche *innerlich* von östlichem und nordischem Heidentum bedroht erscheint, obwohl sie höchste Macht und Tätigkeit äußerlich entfaltet.

Das Ringen des neuen Geistes mit dem alten germanischen Wesen und den Resten des Heidentums hatte die Kirche schwer zermürbt. Es war die Stunde der Gefahr für das gesamte Christentum. Leopold von Ranke sagt (Weltgeschichte V, S. 6):

„Es gab eine Zeit, wo es nahe daran zu sein schien, daß das Christentum auch im Okzident unterliegen und, wenn nicht vertilgt, doch zur Dienstbarkeit verdammt werden würde; aber es ist ihm gelungen, sich zu verteidigen: in dem Momente der Gefahr hat sich eine Staatsbildung vollzogen, welche ein im christlichen Sinne vereinigtes Gemeinwesen dem andringenden Feinde entgegenstellte. Dies ist die Grundlage des karolingischen Reiches, in welchem sich eben durch die Religion nun die Elemente der germanischen Nationalitäten mit den romanischen des Okzidents verschmolzen."

Daher kann er dann auch betonen: „Ohne die Kirche ließe sich Karl der Große nicht denken, weder sein Kaisertum noch sein Reich überhaupt" (S. 7).

Das also war die Stunde der Entscheidung, als das entartete fränkisch-romanische Christentum in Karl dem Großen seinen Verteidiger fand, als es diesem Fürsten gelang, den heidnischen Sachsen seinen christlichen Frieden aufzuzwingen und so das sächsisch-germanische Blut in jenes große römische Reich hineinzuzwingen, wo es bald herrschend das fränkische überholte. *Hinter* den Sachsen aber stand der heidnische Norden, der dann nach den Sachsenkriegen noch übrig blieb, „der letzte Zweig des germanischen Völkerkreises" (Ranke V [9. Buch], 10).

Es ist bekannt, daß man von Rom und Aachen aus den heidnischen Norden der Sachsen und Nordleute zunächst als Ganzes sah. Karl hatte daran gedacht, durch Bekehrung und Annexion auch nach dem Norden vorzudringen. Während seiner Kämpfe gegen die Sachsen flüchteten manche von diesen nach Dänemark. Das ungeheuer rasche und brutale Zupacken des Franken war eben deshalb von dem Standpunkt der Kirche aus geboten, weil ein selbständiges und kampfbereites Heidentum voll unerschöpflicher Kraft im Rücken der Sachsen saß, und selbst immer stärker hereingezogen wurde in diesen Entscheidungskampf des Christentums. Nach Alkwins Angabe verharren noch 799 alle in der Heimat

gebliebenen Sachsen in dem alten Glauben, nach so viel furchtbarem Verlust an Volk und an Hoffnung auf Sieg.

Und eben in dieser Stunde tritt der Norden auf den Plan. Nicht nach Räuberart als Dritter, der sich freut, wenn zwei sich streiten, nicht als Seeräubergesindel, das nun die geschwächten Küsten verheert. Man *weiß* im Norden, worum der Kampf geht, man weiß, daß Aachen der Feind ist, daß es um den *Glauben* geht und um die *Freiheit*. Freilich, viel Persönliches wird hier mitgesprochen haben. Die geflüchteten sächsischen Edelinge hatten verwandtes Blut an dem Henker von Verden zu rächen. Die Untat an der Aller, mit der Karl von Rom gesegnet, jeden Widerstand brechen wollte, hat ja ohnehin das Gegenteil gewirkt, aufflammenden Volkssturm, der gefährlicher wurde als zuvor. Aber gerade nach dem erneuten Frankensieg wird auch den Fürsten im Norden ein großangelegter politischer Kampf zur Selbstverständlichkeit. Hatten sie sich zu lange fern vom Kampfgebiet geglaubt, hatten sie den Sachsen zu viel Widerstandskraft zugetraut, genug: Jetzt bekamen sie Fühlung mit dem fränkischen Feind.

Die von Karl an die Stelle der Sachsen in Nordalbingien angesiedelten Obotriten boten die gegebene Einfallstelle in das fränkische Reich. Die Wilzen, alte Feinde der Obotriten, halfen den Dänen. Der von Karl eingesetzte Fürst wurde nach schwerem Kampf verjagt. Zwei Drittel des Landes werden tributpflichtig gemacht. Der Dänenkönig Göttrik, nun im stolzen Angriff gegen Karls großes Reich, baut zwischen Nord- und Ostsee einen Schutzwall für sein Land, den Danewirk, rüstet 200 Schife aus, greift Friesland an, erzwingt Tribut und will bei Verden sich mit Karl und seinem Heere schlagen. Das war im Jahre 810. Er soll die Absicht gehabt haben, Sachsen und Friesland wieder den Franken zu entreißen, und, wie er sagte, in Aachen seinen Sitz zu nehmen. Da wurde er zur rechten Zeit ermordet, ehe es zu der Schlacht kam, die nach Leopold von Rankes sachlichem Urteil alles wieder hätte wenden und Karl vernichten können.

Nun baute Karl auch seinerseits eine Grenzbefestigung, setzte die Küste in Verteidigungszustand. Aber seine letzten Lebensjahre standen unter der Drohung des unbesiegten nordischen Feindes, der seinen Nachfolgern schwer zu schaffen machte, und der erst dann planvoll von Rom aus entwaffnet wurde, als ein Herrscher in Norwegen nach Karls Vorbild die Freiheit der Bauern niederwarf, das Land unter sein Zepter beugte und nun wie überall, wo Bauernfreiheit stirbt zugunsten Fürstenwillkür und Byzantinertum, der Weg gebahnt schien für die römisch-christliche Mission.

Das also ist die historische Stunde, wo die Nordmänner sichtbar werden für die deutsche Geschichtsschreibung. Erst hier, im neunten Buch seiner Weltgeschichte, führt Leopold von Ranke sie uns auf wenigen Seiten als Krieger und Piraten vor, ohne hinüberzuschreiten in ihr Land, in die Fülle germanischen Volkstums, das sie geboren hat. *Barbaren* sind sie selbst diesem großen Historiker, und *Piraten*. „An drei verschiedenen Stellen", sagt er (S. 9), „berührten sie die gebildete Welt." Er denkt an die zumeist friedlichen Verbindungen zwischen Schweden über Rußland nach Byzanz, an den Danewirk und an die Front der Nordleute, zumal der Norweger, gegen die irische, schottische und angelsächsische Christenheit. Uns sieht es aber viel eher so aus, als ob hier heidnische *Kulturvölker* im Aufbruch sind und im Kampf, im Angriff, der auch Verteidigung ist, nachdem die Sachsen von Karl angegriffen und vernichtet waren.

Zur Zeit der Sachsenkriege, als Widukind im Nordland als Flüchtling weilte, beginnen jene Fahrten. Die erste Kunde nennt im Jahre 789, also nach dem Blutbad von Verden, den Einfall von Norwegern aus Hördaland in Wessex. 793 kommen sie nach Northumberland, zerstören das Kloster Lindisfarne, und Alkwin denkt schon an einen Hilferuf an Karl. In Irland werden sie Herren und ebenso im Britannischen Meer. Und besonders wichtig ist, daß sie die Hebrideninsel Jona, dessen Kloster das Missionszentrum

des Nordens war, bereits 813 zerstören. Die Fahrten umfassen dann das ganze Festland, bis Spanien und ins Mittelmeer hinein. 841 fahren sie in die Seine, dann in die Loire bis Nantes, in die Garonne bis Toulouse. 845 nimmt eine Flotte von 600 Schiffen Hamburg. Gleichzeitig werden Lissabon, Sevillia, Cadix heimgesucht. Es ist eine ungeheure Kraftentfaltung, die sich uns zeigt. Es sind Flotten eines Volkes, keine kleinen Seeräubergemeinschaften, die wir hier sehen. So nehmen sie immer wilder, immer geballter und gewaltiger, alles, was sie lockt, in Besitz. Sie fahren in den Rhein, sie stürmen Paris, und das Ende ist, daß sie Reiche gründen, nordische Reiche, die Normandie und Sizilien, und selbst hineinwachsen in die feindlich bekämpfte Welt, während oben im hohen Norden der letzte Heide gezwungen oder „freiwillig" die Taufe nimmt.

Wenn man diesen gewaltigen Ausbruch nordischer Kraft so sich als Ganzes vergegenwärtigt, kann man ihn nicht trennen von dem Freiheitskampf der Sachsen. Verden und Wikingersturm gegen die Missionsstätten, das gehört zusammen. Der so zu rechter Zeit gestorbene Dänenfürst hat politisch so klar gesehen wie Karl, sein Gegner. Und damit haben diese Nordmänner und das Wikingertum einen Anspruch darauf, als bewußte Genspieler der karolingischen Kultur und Mission endlich etwas ernster genommen zu werden. Ihr Dasein beginnt nicht erst, wenn sie unter Segel sind. Sie haben Heimat, und die kennen wir, und in ihr wird gesungen von den Helden am Rhein und im Hunnenland, von dänischen und gautischen Helden, während unten Karl die letzten Heiden Deutschlands vernichtet und ihnen verbietet, in heimischen Zungen zu schreiben. Diese Wikinger sind verbunden im letzten Einklang der nachweisbaren gemeingermanischen Kultur, die einst alle Stämme unseres Blutes vereinte. Und sie wissen wohl, was sie tun, wenn sie Jona oder Irland stürmen. Wir werden, wenn wir sie nach Hause begleiten, und an ihrem Herdfeuer zu Gaste sind, erfahren, ob sie so wild und grausam von Natur waren, wie sie die Angst der christlichen Welt uns malt.

So also gilt es, die ganze Wikingerwelt neu zu verstehen. Es gilt ihren Einsatz in den großen Kampf jener Zeitwende neu zu würdigen und dort sich Auskunft zu holen, wo man sie allein erwarten kann, in der Heimat dieser Menschen, im Norden, im Erbland ihrer Ahnen, das, nie überfremdet, nie verlassen, jene Sittlichkeit der Ehre wie jene Religion des selbstbewußten Vertrauens jedem Denkenden natürlich erscheinen und von Nomadensitte und Gottesfurcht unterscheiden läßt. Es gilt auch, erneut sich zu vergegenwärtigen, wie das altgermanische Seewesen (vgl. das sehr gute Buch von Dr. Conrad Müller, Altgermanische Meeresherrschaft, Perthes, Gotha 1914) eine jahrtausendalte Tradition hat, und wie reich die Überlieferung ist, die uns empfängt, sobald wir beginnen, die Wikinger wirklich jenseits der Klosterchroniken in ihrem eigenen Herkunftsland zu suchen.

Wir müssen gerade jetzt diese Dinge betonen, denn in dem schon genannten Buch von Höfler haben wir einen neuen groß angelegten Versuch, nur vom Mittelalter, von dessen Dämonie und Aberglauben und dessen Bräuchen aus germanischen Männerbund zu rekonstruieren und den wölfischen Wiking so, vom Süden her, zu verstehen. Was dabei schon im ersten Band an „dämonischer Raserei" altgermanischer Totendämonendarsteller mit Tiermasken, die stehlen und brandstiften und die Uneingeweihten (d. i. das Volk) als „terroristischer Geheimbund" in Aberglauben und Schrecken halten, herausgekommen ist, soll im zweiten Band mit besonderer Hinwendung auf die Wikinger ergänzt werden. Aber dieser Weg ist falsch. Er kommt, wie der junge Wiener Gelehrte selbst, von Süden statt von Norden, er kommt von der „magischen Weltanschauung" der „Medizinmänner" her und nicht von der heldischen Volksgemeinschaft des Nordens, die im frühen Wikingertum ein letztes Mal wie ein Adler emporsteigt über eine christianisierte und bereits der Fremde verfallene Welt.

Es gilt, für immer ein Ende zu machen allen Versuchen, den Norden von Süden her zu deuten. Wir haben heimzukehren zur Heimat der Wikinger, und haben den einzigen Feind, der Karl überlebte, und der sich dann auf Island eine Stätte schuf, wo seiner Taten Nachhall uns erhalten blieb, neu zu verstehen als letzten Aufbruch nordisch-heidnischer Völkerkraft vor der Mission.

Gipfelheiligtümer in der Pfalz

Von Fr. Sprater

Im XIV. Bericht der Römisch-germanischen Kommission 1922 hat Drexel eine wertvolle Arbeit veröffentlicht, „Die Götterverehrung im rheinischen Germanien", in der er insbesondere auch herauszuschälen sucht, was wir den Denkmälern aus der Zeit der Römerherrschaft: Tempelbauten, Bildwerken und Inschriften für die Kenntnis der Kultanschauungen der einheimischen Bevölkerung, Kelten und Germanen, entnehmen können. Eine nicht unwichtige Klasse von Denkmälern, die sicherlich nichts mit den Kulten Italiens zu tun hat, ist in dieser Arbeit jedoch nicht entsprechend herausgestellt worden. Es sind dies die Gipfelheiligtümer.

Leider ist die Frage der Gipfelheiligtümer noch nicht zusammenfassend behandelt worden. Hier möchte ich nur die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diese Frage lenken und einige Beobachtungen aus meinem Arbeitsgebiet, der Pfalz, zusammenstellen.

Besondere Beachtung verdient in diesem Zusammenhang der schon seinem Namen nach verdächtige Roßberg bei Becherbach-Gangloff in der Nordpfalz. Auf dem Gipfel des Roßberges wurden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zwei Inschriftsteine gefunden, die in das Museum nach Speyer kamen. Der eine Stein ist von einem Waffenwart aus der Truppe der Virginiensier namens Masvinnus, Sohn des Irdutus, dem Gotte Merkur geweiht, der andere von Q. Seius Postumus dem Gotte Merkur und der Göttin Maja. An der Fundstelle liegen heute noch zahlreiche Bruchstücke römischer Dachziegel. Es kann demnach kaum ein Zweifel bestehen, daß hier in der Zeit der Römerherrschaft ein Merkurtempel bestand, von dem sich jedoch kaum noch Fundamente erhalten haben. Ein bemerkenswerter Fund wurde neuerdings am Fuße des Roßberges auf dem Friedhof der Gemeinde Gangloff gemacht. Es handelt sich um einen Viergötterstein, den Sockel einer Jupiter-Gigantensäule. Auf dem Viergötterstein sind dargestellt Juno, Vulkan, Herkules und Jupiter. Besonders bemerkenswert ist die Darstellung des Jupiter, der in der erhobenen rechten Hand ein vierspeichiges Rad hält. Daß es sich bei diesem Jupiter mit Rad nicht um den römischen Jupiter handelt, wird schon lange allgemein angenommen. Zumeist wird er als der keltische Himmelsgott Taranis betrachtet. Ob die Jupiter-Gigantensäule, von welcher der Viergötterstein stammt, einst auf dem Roßberg oder nur in dessen Umgebung stand, läßt sich heute nicht mehr feststellen.

Auch auf einem anderen beherrschenden Berggipfel der Nordpfalz, auf dem Lemberg bei Duchroth, wurden Reste von Heiligtümern aus der Zeit der Römerherrschaft festgestellt. Etwas unterhalb des Gipfels wurden die Fundamente eines Merkurtempels freigelegt. Außerdem wird vermutet, daß eine von einer Jupiter-Gigantensäule stammende Gigantenfigur, die längere Zeit in der Ebernburg eingemauert war und dann in das Museum in Speyer gekommen ist, vom Lemberg stammt.

Lehne, der allgemein als verläßig gilt, will innerhalb der großen Ringwallanlagen auf dem Donnersberg, der höchsten Erhebung der Pfalz, eine Jupiterinschrift gefunden haben. Auch römische Münzen und Gefäßreste sind hier wiederholt zutage gefördert worden.

Daß innerhalb der vorgeschichtlichen Ringwälle auch der Kult ausgeübt wurde, haben besonders deutlich die Ausgrabungen an der Dürkheimer Heidenmauer im Brun-

holdisstuhl gezeigt. Die hier in großer Zahl gefundenen Felszeichnungen lassen sich zumeist auf einen an Ort und Stelle geübten *Sonnenkult* zurückführen. Der hohe Wert dieser Felszeichnungen besteht vor allem darin, daß sie, wenn auch in der Zeit der Römerherrschaft entstanden, doch keinen römischen Einfluß zeigen, uns vielmehr einen unverfälschten Einblick in die religiösen Anschauungen unserer germanischen Vorfahren gewähren.

In diesem Zusammenhang verdienen auch Funde Beachtung, denen man sonst vielleicht keine Bedeutung beimessen würde. So wurden auf dem Trifels unmittelbar unterhalb der Ruinen der alten Kaiserburg wiederholt römische Münzen gefunden. Das gleiche wird uns von der Maxburg (Hambacher Schloß) bei Neustadt a. H. berichtet. Endlich wurden römische Münzen auch in der Burgruine Gutenberg bei Bergzabern und Lemberg (ehemals Gutenberg) bei Pirmasens gefunden. Auch auf diesen Bergen dürften keine Befestigungen, wie schon vermutet wurde, sondern Heiligtümer bestanden haben.

Es sind besonders zwei Gottheiten, deren Verehrung hier in Frage kommt: Jupiter und Merkur. Es sind jedoch nicht die römischen Götter, an die wir hier zu denken haben, sondern vielmehr Gottheiten der einheimischen Bevölkerung, die hier in römischer Form dargestellt sind. Fraglich ist jedoch, ob es sich hier um einen keltischen oder einen germanischen Kult handelt. Leider fehlt ja noch eine zusammenfassende Bearbeitung dieser Gipfelheiligtümer. Sie scheinen sich jedoch sowohl in keltischen wie in germanischen Provinzen zu finden. Zumeist ist man heute geneigt, den Kult für keltisch zu halten. Manche Gründe scheinen mir jedoch dafür zu sprechen, daß wir den Kult in germanischen Provinzen, zu denen auch die Pfalz gehört, den Germanen zuschreiben dürfen. Es dürfte sich hier um Donar und Wodan handeln. An die Stelle Donars tritt in der Zeit der Römerherrschaft gerne Jupiter, an die Stelle Wodans Merkur, denen wir auch in den Gipfelheiligtümern begegnen. Zwei der Berge, die wir oben aufgezählt haben, heißen Gutenberg, Namen, die zweifellos auf Wodan zurückzuführen sind. Ein Gudenberg erscheint auch im Donnersberggebiet, jedoch nicht innerhalb des Ringwalles, sondern zwischen den Dörfern Imsbach und Falkenstein.

In diesem Zusammenhang sei auch auf den Heiligenberg bei Heidelberg hingewiesen. Hier wurden innerhalb des Ringwalles mehrere Inschriftsteine mit Weihungen an Merkur, darunter eine mit einer Weihung an den Merkur Cimbrianus, gefunden. Der gleiche Merkur Cimbrianus kommt auch noch auf zwei innerhalb des Ringwalles auf dem Greinberg bei Miltenberg sowie vermutlich auf einer in Mainz gefundenen Inschrift vor. Merkur hat seinen Beinamen wohl von den Kimbern, dem neben den Teutonen ältesten germanischen Volksstamm, dessen Namen wir kennen. Auch auf dem Heiligenberg dürfte Merkur an die Stelle Wodans getreten sein, dessen christlicher Nachfolger Michael war. Ihm war die karolingische Michaelsbasilika auf dem Heiligenberg geweiht.

Der Steinberg bei Broitzem

Von Gotthilde Güterbock, Ludwigshafen

Mitten in der Gemarkung Broitzem, 3 km südwestlich von Braunschweig, liegt der Steinberg. Seine 107 m hohe Kuppe wird von einem etwa 2½ m hohen, kreisrunden Hügel gekrönt, von dessen Scheitel man einen herrlichen Rundblick über das wellige, niederdeutsche Land genießt mit dem Schattenbild der vieltürmigen Stadt Braunschweig im Nordosten.

Über diesen sichtlich von Menschenhand angelegten Hügel geben Urkunden und Chroniken keine Auskunft. Die alteingesessene Landbevölkerung weiß nur, daß der Hügel seit Urzeiten auf dem Steinberg liegt. *Er besteht aus reinem Lehm* und kann somit

nicht aus dem Abraum des nebenan liegenden Steinbruches errichtet sein, denn dieser enthält bröckeligen Pläner Kalk. Leider gelang es nicht, das Alter des Steinbruches zu bestimmen. Eine Urkunde von 1468 spricht von der bereits vorhandenen „Steynkulen... uppe dem velde to Broytzem“, die dem Johannisstift zu Braunschweig gehörte und erweitert werden sollte. Der Hügel wird darin nicht erwähnt.

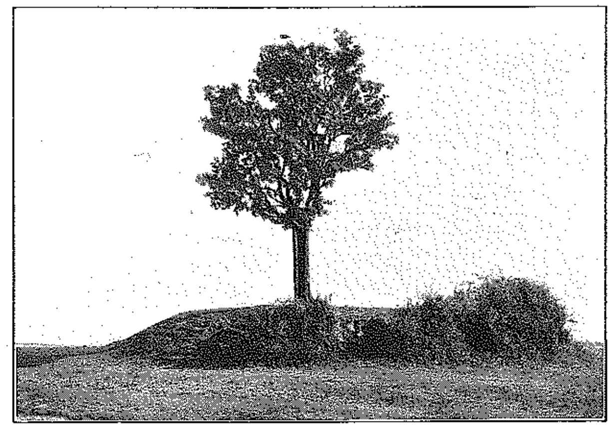


Abb. 1. Der Thinghügel auf dem Steinberg bei Broitzem

Hermann Albert Prietze weist in seinem Buche: „Das Geheimnis der deutschen Ortsnamen“ auf die alten Thinghügel, die in vorchristlicher Zeit Kult- und Gerichtsstätten waren, hin. Es zeugen nun viele Gründe dafür, daß uns in dem Steinberghügel ein solcher Thinghügel erhalten geblieben ist. Seine überragende Lage wurde schon erwähnt; dafür spricht auch die Tatsache, daß er als Vermessungspunkt benutzt worden ist. Eine dicht am Hügel vorüberführende Straße sowie ein auf die Kuppe einmündender Feldweg verbinden die Gemeinden Broitzem und Geitelde; von Stiddien aus läßt sich noch ein alter Anfahrtsweg verfolgen.

Weiter ist zu erwähnen, daß sich östlich von der Steingrube eine zusammenhängende, 36 Morgen große, sanft nach Osten zu abfallende Fläche befindet. Dieses Land ist heute noch Gemeindeeigentum von Broitzem und wird auf einer Karte von 1751 „der Anger auf dem Steinberge“ genannt. Wenn meine Annahme von einer alten Thingstätte richtig ist, so könnte sich hier leicht die Bevölkerung der Umgegend versammelt haben, um den Sonnenaufgang zu beobachten.

Nicht ungenannt möchte ich eine Quelle lassen, die etwa 1 km nordwestlich vom Steinberg im Tale entspringt und den Namen „Teufelsspring“ trägt. Sollte hier ein heiliges Wasser satanisiert worden sein?

Ich freue mich, ein Bild des vermutlich zur Thingstätte gehörigen Thingsteines zeigen zu können. Leider ist der Stein später überarbeitet und als Prellstein am Rande des Steinbruches aufgestellt worden. Auf der heute nach Westen gerichteten Seite zeigt er die beiden Buchstaben A. K., in moderner Technik eingemeißelt. Darunter, im unteren Drittel der Fläche, ist in uralter Punktiertechnik ein Sonnengesicht eingehauen, von dem 2 Arme abwärts reichen; aus der einen Hand sproßt eine Pflanze empor. Trotz der Einfachheit ist die sinnbildliche Darstellung der *Sonne als Erweckerin der Pflanzenwelt aus dem Winterschlaf* erkennbar[1].

Die Umgebung Braunschweigs war von der Altsteinzeit an fortlaufend besiedelt. Dafür sprechen die reichen Funde aus den verschiedensten Zeitabschnitten in dem übersichtlich geordneten Prähistorischen Museum in Braunschweig. In welcher Zeit der Thinghügel

[1] Auf einem mittelalterlichen Wandteppich in Quedlinburg soll sich eine gleiche Darstellung finden.

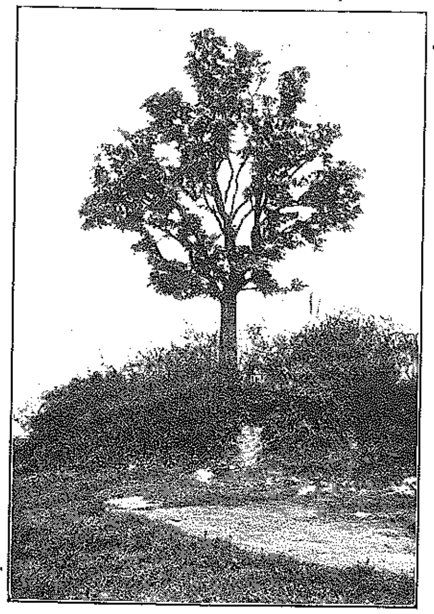


Abb. 2. Hügel von Broitzem
(Im Vordergrunde Platz für das Osterfeuer)



Abb. 3. Der Stein von Broitzem
(Die Figur ist mit Kreide nachgezogen,
um sie besser sichtbar zu machen)

auf dem Steinberg angelegt worden ist, läßt sich ohne Grabungsfunde nicht sagen. Sicher ist, daß die Bevölkerung der Umgegend ihm heute noch Bedeutung beimißt. So trägt die etwa 25jährige Kastanie, die ihn krönt, zahlreiche eingeschlagene Nägel im Stamm. Nach Richard Andree und H. A. Prietze ist der Sinn dieses auf dem Lande üblichen Brauches der, Krankheiten zu vertreiben, die man durch den Eisennagel in den — früher heiligen — Baum bannen will. Alljährlich aber am Abend des 1. Ostertages lodert auf dem Steinberg zu Füßen des Thinghügels die Flamme des Osterfeuers empor als freudige Botschaft vom Sieg des Lichtes.

Über das Wesen der künstlerischen Darstellungsform in der germanischen Malerei der Vorkarolingerzeit und ihre weltanschauliche Bedeutung (Schluß)

Von Dr. Hedwig Gollob, Wien

Den am leichtesten erfaßbaren Einblick in die künstlerische Auffassung jenes Stiles im Sinne der geordneten Kräftespiele gewährt wohl die Ausstattung des berühmten Book of Kells. In der Überfülle seiner Gestaltungsformen spiegelt sich ein prächtiges Sein von Bewegungsformen. Die zum Kräftegerüste ausgebaute Bewegungsebene ist den Hauptgedanken anpassungsfähig entwickelt. Sie gehorcht und leitet zugleich das entsprechende Wirken der Nebenkräfte gestaltend und vollendend. In diesem Sinne wollen wir etwa Seite 292 mit den Anfangsbuchstaben: In principio erat verbum et verbum ... in seiner künstlerischen Durchführung beobachten (Abb. 2). Zuerst empfinden wir einen vollkommen durcheinander wogenden Stil und erkennen daraus, daß im allgemeinen kein richtiger Durchbruch der Baukräfte zu einer führenden Bedeutung erfolgt ist. Wir würden den Zustand vielleicht so am besten schildern, daß wir eben jenen in die Bildfläche gedrehten und flächig aus-

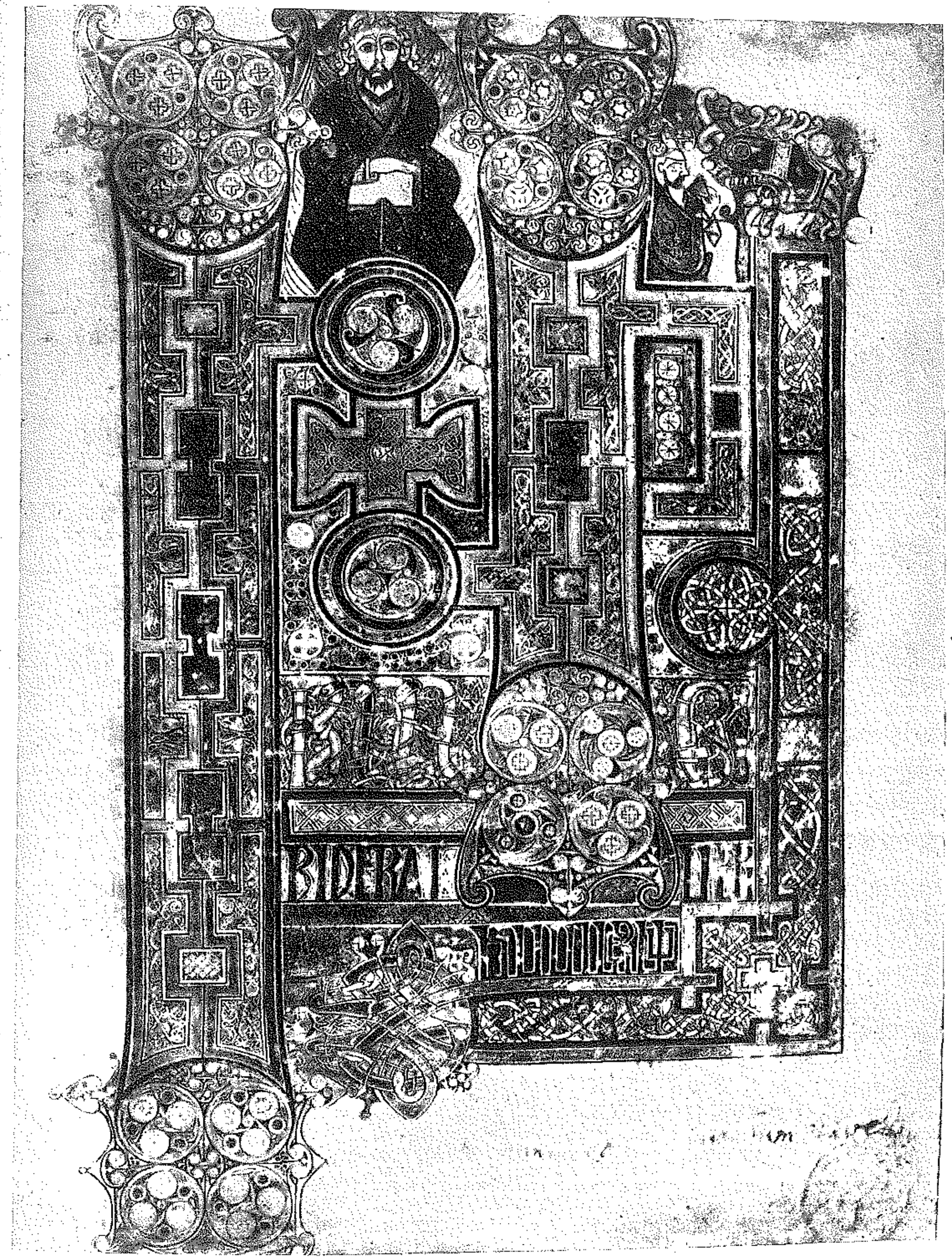


Abb. 2. Buchstabenverbindung In principio erat verbum etc aus dem Evangelienbuche von Kells.

gestalteten Drehungszustand der Bewegungsebenen vor uns haben, welcher uns nun mit allen seinen ineinander verankerten Kräfteformen ersichtlich wird. Deutlich zergliedert sich die Masse in Hauptkräfte und mitarbeitende Nebenkräfte, ohne daß sich aber die einzelnen Dinge auseinanderlösen könnten. Wir erkennen erst einmal aus dem Bilde links eine senkrechte Bewegungsform des ersten Buchstabenschaftes. Hierbei sind infolge des Richtungsvergleiches das J und der erste Schaft des N verbunden worden und beide Teile gleichwendig nebeneinandergestellt. Nur in der Farbe wird ein feiner Unterschied gemacht, indem die bauende Hauptbewegungsform des J heller blau getönt ist, als der angesetzte Teil des N. Der gesamte Doppelkörper besteht aber wieder aus mehreren Teilen, und zwar erstens aus einer bereits zur Bauhauptkraft verwandelten Bewegungsebene, deren Bewegungsspiel eine ruhige Form der sich herabentwickelnden Wellen darstellt und sich hierbei in eckiger Art entfaltet, so daß die Gegenwellen sich immer ebenso gleichartig zur Ähnlichkeitsform zusammenschließen. Dadurch entstehen Bewegungskästchen, und in diese sind nun die ursprünglichen reinen Bewegungskräfte in leicht verkörperter Form eingesetzt. Sie gehen in ihren Bildungen den umrahmenden Formen nach den damaligen Gesetzen nach, so daß sie die aus den Kästchen nach innen erwachsenden Bewegungsgedanken in eigene Bewegungsgestalten übersetzen und gleichsam ein Begleitspiel zu jenen Hauptwillen geben. Sie sind also im Gegensatze zu bloß schmückenden Flächenfüllungen anderer Kunstzeiten zweitrangige Glieder einer größeren Strömungsvorstellung. In einer anderen Art erfüllen einen solchen Zweck auch die auf den bauenden wie zweitrangigen Bewegungsformen sitzenden Innenbewegungsformen, die ganz im kleinen der sich entwickelnden Gestalt das Bewegungsgerippe geben. So haben wir auch in diesem Detail die volle Einheit einer reich gestalteten Bewegungsform vor uns, welche in ihrer Vollendung weit unsere heutigen Bestrebungen dieser Richtung übertrifft. Die gesamte Doppelform endet aber unten wie oben nicht stumpf. Es entstehen beiderseits Bewegungskreise an diesen Stellen, welche in verschiedenen Formen die gesamte Bewegungskraft erschlaffen lassen, und zwar ist das so gedacht, daß die Bewegungskräfte von den seitlichen Spitzen der absichtlich entsprechend gestalteten bauenden Kräftedarstellungen ausgehen und deren Spannkraft sich in je eine Rose zusammenrollt. Innerhalb dieser rosenartigen Bildteile findet aber wieder eine Zerlegung des kreisenden Kräftespieles in verschiedene Grundformen statt, und zwar gehen die bauenden Kräftegedanken in die zweitrangigen reinen Bewegungskräfte sehr schön hinüber. So verwandelt sich die runde Form in ein rundbewegtes Innenband, welches spindelartig den Sinn der bauenden Vorstellungen weiterlaufen läßt. Die Spindel beginnt sich nun in kleine Rosen zu verlangsamen, welche wieder nur mehr zeichnerisch letzte Erinnerungen an die Innenbewegungen in sich tragen und welche gleichzeitig durch ihre Form, die den rechtwinkeligen Schnitt betont, einen völligen Kräfteausgleich beweisen soll. Das große Rosen- und Kreisbewegungsspiel wiederholt sich viermal, so daß durch die Art der Gegeneinanderstellung derselben schon an und für sich eine Aufhebung der einzelnen Kräfte stattfindet. Es ist gerade so, als wenn zum Beispiel vier gleich große Kugeln mit derselben Kraft in sich zusammenstoßen würden, wobei wir einfach unsere körperliche Vorstellung auf dieselbe Tatsache übertragen. An solchen Stellen aber, wo Kräfte frei werden, beobachten wir, daß jene gleichsam übrigbleibenden Kräfte in einem gewissen Ausgleiten zur Vorstellung gebracht werden können. Es bilden sich insichkehrende Rosen oder aufsaugende Bandverschlingungen, sowie andere dem jeweiligen Zustande feinsinnig angepaßte Formen, welche diesen Gedanken veranschaulichen sollen. Auch sehr beliebt ist in der Handschriftenmalerei die Raketenform, welche Kräftebündel mit nachlassender Kraftfülle an solchen Stellen aussenden. Immer beobachten wir, daß jede Einzelbildung ihren Zusammenhang mit dem Hauptwillen hat und aus diesem Willen ihre spezielle Entwicklung erstehen läßt. Dies erhellt sich ebenso auch, falls wir nun unsere Betrachtung auf das vom Doppelpfeiler

ausgehende Verbindungsstück lenken, welches zum zweiten Schafte übergeht. Ein Ansatz des ersten senkrechten Bewegungsschemas sackt sich aus und sendet damit sowohl seine baulichen Bewegungskräfte, als wie seine Innenkräfte in diese Richtung. Nun läuft aber jener Bewegungsstoß nicht waagrecht weiter, sondern biegt noch einmal rechtwinklig ab. Der Erfolg ist natürlich ein ganz bedeutender Bewegungswirbel an der Brechungsstelle, und damit erscheint also dort wieder eine reiche Drehungsrose, deren Hauptringe allerdings ziemlich kräftig sein müssen, da dieselben ja aus den Hauptkräften der Gesamtform unmittelbar bestehen. Natürlich darf es hier zu keinem abgleitenden Formenauslauf kommen, sondern alles deutet nur auf eine Fortführung ohne Energieverlust. Unterhalb jenes Bildteiles läuft dann ein Stückchen Schaft wieder weiter, nur aber, um sich in eine zweite in Gegenrichtung umknickende Spirale zu verwandeln, und wir sehen jetzt auch den Grund dieser Gestaltungsform ein, da sich das Mittelstück deshalb nicht in gerader Richtung dazwischenstemmen kann, weil es nach den damaligen Vorstellungen als ein Wirken von zwei gegeneinander treibenden Kräften der Hauptschäfte erklärt wird, welche eine Pressung gegen die Mitte jenes senkrechten Schaftes verursachen. Seinen Zusammenhang mit dem aufbauenden übrigen Teile des Buchstabenspieles zeigt auch deutlich die blaue Farbe der Hauptkräfteverbindungen. Es bietet ja die Ausstattung des „Book of Kells“ noch allerhand ähnliche Arten solcher Kräfteverbindungen, aber wir wollten nur im großen Stile auf die Möglichkeiten solcher Auffassungen hinweisen. Etwas fällt im allgemeinen bei der Darstellungsweise jenes Evangeliares auf, daß nämlich hier besonders der bauende Zusammenhang aller Bewegungsteile strenge beobachtet ist, was einen deutlichen Zusammenhang mit älteren aus der Kleinplastik bekannten Zuständen beweist, während sich dann im Laufe des 8. Jahrhunderts schon immer mehr Vorboten eines Selbständigkeitsgedankens der Elemente untereinander geltend machen, die eine völlige Veränderung des Stiles heraufbeschwören. Selbstverständlich sind in unserer vorhin beschriebenen Darstellung aber noch alle Bewegungsansätze und Spiralen in einer abhängigen Zwangslage zu den Hauptbewegungsformen gesehen. Eine solche Fortsetzung und gleichsam ein begleitender Akkord entwickelt sich auch zwischen den füllenden Flächen, in deren obersten lamellenartige Auflösung schon sehr abstrakter Art und in einem gelben vibrierenden Lichte eine göttliche Gestalt oben erscheint. In ihr strahlt gleichsam die gesamte Kraft aus, und darum ist alles an ihr so unkörperlich und nur leicht in Bewegungslinien angedeutet. Die übrige Form der Buchstabenkomposition gibt uns nicht mehr Neues; nur etwas können wir sehr schön beobachten. Denn während die Hauptbuchstabenverbindung in einer gradmäßigen Zusammenstellung von bauenden Hauptkräften mit reinen Bewegungskräften und kleinen Innenkörpern aufgebaut war, so sinkt dann die Fortsetzung des Textes immer mehr zu bloßen Kombinationen mit zweitrangigen Bewegungsfiguren herab, um schließlich allmählich in dem Schriftkörper aufzugehen. Man sieht, wie also bis in die kleinste Feinheit alle Bewegungsideen in ihren Formenwandlungen durchdacht sind.

Dieselben Gedanken des Formenaufbaues der geistigen Bewegungsmasse wirken selbstverständlich auch bei den figürlichen Bildformen. Betrachten wir etwa die Darstellung des Matthäus fol. 28 verso (Abb. 3). Wir sehen ein reich entwickeltes Rahmenwerk, in welches die Gestalt ähnlich der zweitrangigen Bewegungskräfte eingebaut ist. Sicherlich ist aber in unserem Falle die Person der Spiritus rector des Formenaufbaues. Ihre nackten Körperteile sind in ihrer Körperlichkeit auf ein Mindestwesen herabgedrückt, und es sind eigentlich nur die darinnen wirkenden Bewegungsrichtungen ziemlich einfach angedeutet, und keineswegs sind irgendwelchen körperlichen Bedingungen Rechnung getragen (die Augen sind nur Drehkreisel in einer Bewegungsebene). Die Füße stehen auf einer Bewegungswelle, die sehr charakteristisch geformt ist, indem die Hauptform in der hier und damals üblichen Weise eine in die Vorderfläche gedrehte Bewegungsebene ist, die als



Abb. 3. Figurendarstellung aus demselben Evangelienbuche.

Hauptbewegungskörper erscheint, während die Zwischenstellen mit zweitrangigen Bewegungselementen erfüllt ist. Das Kleid der Gestalt ist insofern etwas unterschiedlich behandelt, als das Untergewand ein starres, in der Bewegungskraft sich immer aufhebendes Motiv trägt und bloß in vorhin gezeigter Art die Saumfältelung als struktive Bewegungsschiebung gegeben ist. Das Obergewand ist bedeutend bewegungsreicher. Das Dreikugelmotiv, welches in seiner Einheit ein sich aufhebendes Motiv ist, richtet sich aber in seiner Abordnung hier nach den übergeordneten Prinzipien der Gliederbewegung. Man

sieht an solchen Beispielen wieder den großen Unterschied zwischen körperlicher und geistiger Darstellungsweise, indem hier keiner stofflichen oder körperlichen Forderung nachgegeben wird, sondern alles der übergeordneten Wesenheit der geistigen Bewegungsvorstellung dienstbar wird. Die ganze Figur ist, um nach unseren geläufigen Vorstellungen zu sprechen, in eine Laube eingebaut, ähnlich wie, um ein sehr bekanntes Vorbild zu nehmen, auf den Sarkophagen der Spätantike bildhauerisch dasselbe zur Schau gebracht wird. Der entsprechende Aufbau ist in der Vorkarolingerzeit natürlich anders gesehen. Vor allem sehen wir den oberen Rundbogen als eine in die Sehebene gedrehte Bewegungsfläche. Er ist in vorkarolingischer Art von federartig auseinander spannenden sekundären Bewegungsfiguren erfüllt, wodurch der bauenden Hauptbewegung die entsprechende Wesenheit eingelegt wurde. Der Bogen stößt beiderseits auf einen Widerstand auf, und wir würden im Sinne unserer körperlichen Vorstellungen sagen auf Kapitäle. Im mittelalterlichen Vorstellungswesen liegt es aber, dort nun einen Bewegungsknäuel in einer harmonischen Form zu komponieren. Nach dem Stande unserer heutigen künstlerischen Darstellung würde allerdings hier ein zerstörendes Wesen in irgendeiner Form oder ein reines Abstoßen nach allen Richtungen bei völlig neutralem Kerne stattfinden, vorausgesetzt, daß bei der noch körperlichen Einstellung die darauf wirkenden Kräfte zu schwach wären, um den Richtungskern zu verändern. Diese Folgerungen spielen hier aber keine Rolle, da alles unkörperlich jedem Bewegungszwange nachgeben muß. Wohl enthält das Bewegungsmotiv Ausdehnungskräfte nach links, rechts, oben und unten, doch ist dies sehr stark durch das Motiv der äußeren Leiste im Zaume gehalten. So kann sich auch nach innen diese Richtungsgewalt nur bis zu den Armen des Matthäus austoben und wird sofort von der Gestalt nach abwärts geleitet. Schließlich trifft der ganze Strom auf den unteren Leistenteil auf, und so entsteht noch einmal ein Bewegungsknäuel zu beiden Seiten. Zwischen all dem wächst also die Gestalt empor, auch ihrerseits aus Bewegungsschemen bestehend. Die Nischenbewegung selbst um sie herum läuft in den geläufigen Bewegungsschlußkopf aus, und von dem Rande neigen sich auslaufende und in sich matt zusammensinkende Motive herab, ähnlich wie wir oft an menschlichen Köpfen solche Formbildungen an Stelle der Haare erkennen. Merkwürdig ist das Schema des Heiligenscheines. Er ist eine runde Bewegungsfläche, aus welcher gleichsam an den wichtigsten Drehstellen Bewegungselemente gegen den Kopf ziehen. Es ist natürlich, daß von dieser gesamten Kräftezusammenstellung allerhand Richtungsstrahlen und Formen ausgehen, welche die Hauptbewegungen veranlassen, wie etwa, nur um eines herauszuheben, schon die Stellung der Figur eine Bewegung nach aufwärts verursacht und dort seine Kräfteknäuel entstehen läßt. Sehr fein sind die raketenartigen Formen, welche als Ausläufer der Rundungsströmung in den Zwickeln außerhalb des Bogens ansetzen. Erst die äußere Leiste vermag einen zeitweiligen Halt zu gewähren, obwohl auch sie ihre eigenen Richtungskräfte nach außen zur Geltung bringen muß. Wir erkennen so an dem „Book of Kells“ das auf ein ausgebildetes Stilwollen beruhende künstlerische Wesen in einem sicheren Zustande. Es bildet den Kernpunkt einer bestimmten Gruppe, deren Eigenheiten eindeutig bestimmbar sind und erklärt werden können. Nun bleibt sich aber der vorkarolingische Stil dieser Art infolge seiner großen Zeitspanne selbstverständlich nicht immer gleich, sondern muß eine Entwicklung zum Karolingerstile in verschiedenen Spielarten gestalten. Schon das Evangeliar aus Durrow ist hierin vielleicht nicht mehr auf derselben Stufe wie das eben genannte Werk. Denken wir nur zum Beispiel an die so wundervoll vorgeschrittene Ausgestaltung der sekundären Bewegungskörper in all ihrem märchenhaften Reichtume, so fällt uns dagegen in dem Evangeliar von Durrow eine gewisse schematische Gedankenarmut auf, wobei aber die Gestalten dieser Handschrift wieder bedeutend voller und großzügiger erscheinen mögen. Ferner ebenso beachtenswert ist die starke Betonung der Fläche, während uns das „Book of Kells“ auf fol. 13 recto. in der

Initiale G (Abb. 4) noch die herrliche Drehung der alten Bewegungsebenen vor Augen führen kann. Hier sehen wir besonders deutlich die Wendung der Ebene zur Bildfläche in dem oberen wie unteren Ende des Buchstabenabschlusses, und wir haben hier vielleicht eine der formvollendetsten Ausbildungen jenes Ebenen-Drehungsschemas vor uns, wie es sich in den Fischornamentinitialen vorgebildet hatte. Das Ausrollen und Zur-Erscheinung-Bringen des Bewegungsstromes ist prächtig. Wie langsam erschlafft erst in der bemerkenswerten Komposition die Kraftfülle. Von solchen Dingen dürfen wir wohl in dem Durrower Evangeliar nichts verlangen, aber dennoch ist es in seiner Art nicht ärmer an Offenbarungen. Wenn wir den Unterschied auf den ersten Augenblick beschreiben sollen, so müssen wir zugeben, daß die Phantasieentwicklung zurückgegangen ist, ebenso wie eine zeichnerische exakte Formengebung einen akademisch starren Eindruck macht, aber die Linienführung ist auch bedeutend energischer in der großzügigen Ausführung der zweitrangigen Bewegungsfiguren. Ein sehr lehrreiches Beispiel für diese Tatsache bildet Blatt 174 verso. Die feinsinnigen Bewegungsverkleinerungen und Abarten, welche das „Book of Kells" in allen Möglichkeiten durchgeführt hatte, sind vielfach verlorengegangen. In großen Zügen formen sich flächige Bewegungskörper, die mit allen Formen der alten Bewegungscharakteristiken ausgestattet sind. Der Bewegungsauslauf des Kopfes wie der des Körperendes jener Bewegungsfiguren geben in vollster Übereinstimmung mit den seit dem 5. Jahrhundert üblichen Vorstellungen einerseits das nachlassende, anderseits das kraftvolle Bewegungsende. Während das Energieende die Bewegung weiterleitet, so zerstreut sie das andere. An den Drehstellen des Körpers setzen beinartige Weiterführungen der Bewegungskräfte an. Hierbei ist die Form dieser enge verbundenen, zusammengeflossenen, im Raume scheinbar selbständig gewordenen, zweitrangigen Bewegungskräfte vollauf von der struktiven Grundform, in welcher sie liegen, abhängig. Die ganze Gestalt ihrer Erscheinung erscheint von dem Wesen jenes Grundkörpers gebildet. Ist zum Beispiel der Stoß der seitlich aufwärtsstrebenden Grundbauformen voll Energie, so nehmen dort die Innenkörper bei der Kräfteführung eine gedrängte und gespannte Gestalt an; jedoch das darüber und darunter querliegende freie gleitende Motiv enthält eine weiche, schlangenartig fließende Abhängigkeitsbewegung, die dann ein Wogen in die Breite wie eine Welle erscheinen läßt; diejenigen aufbauenden Flächen, welche aber wieder zu oberst wie zu unterst ansetzten, enthalten eine gewisse senkrechte Spannung, welche natürlich auch in dem steileren Steigen der Bewegungsfiguren darinnen ganz prachtvoll aufgezeigt wird. Selbstverständlich muß aber die große Innenfigur in Kreisform auch entsprechend solche das runde Bewegungswesen charakterisierende Sekundärmotive enthalten. Wir erkennen so fortwährend, wie strenge gerade in dieser Handschrift alle jene Bewegungsbeobachtungen verfolgt worden sind. Da solche Dinge hier so folgerichtig durchgedacht sind, so mögen wir auch an ihnen den Unterschied zwischen den Bewegungsgestalten mit den verschieden sich entwickelnden Bewegungsschlüssen des Kopf- oder Schwanzendes einerseits und einem die gleichmäßige Kräfteverteilung ausdrückenden bandartigen Bewegungsschema andererseits beobachten, welche am stärksten aus den vielen Zwischen- und Abarten solcher abhängiger Kräftevorstellungen hervortreten. Eine Eigenart des Evangeliares mag auch Beachtung verdienen, da sie kein nebensächliches Wesen ist. Es sieht nämlich im ersten Augenblicke oft so aus, als hätten wir stellenweise Versatzstücke von struktiven Körpern vor uns irgendwo eingesetzt, doch ist in Wirklichkeit, wie zum Beispiel Seite 117 zeigt, mit runden wie eckigen Details nichts anderes gemeint als Kräftebetonungen an bestimmten Stellen.



Abb. 4. Initiale G aus demselben Evangelienbuche.

In der modernen Bewegungsmalerei wird dies viel einfacher durch Schattierung oder farbige Flächenstücke in bestimmter, einer Energie angepaßten Form vor Augen gebracht. Hier aber treten dann die üblichen Bewegungsverstärkungen durch die Innenkräfte, welche dies näher erklären, dafür ein. Wir stoßen hier also in dem Evangeliare fortwährend auf Erscheinungen, die ein neuartiges Betonen einer Bewegungs f l ä c h e (Abb. 5) beweisen, wobei die zweitrangigen Bewegungskörper gewiß auch in diese Wandlung hereingezogen werden. Einen viel deutlicheren Fingerzeig in dieser Richtung vermag aber das berühmte Lindisfarner Evangeliar zu bieten. Hier herrscht die aufbauende Bewegungsform ganz allmächtig vor und nimmt mit ihrer Fläche alle Gedanken der Sekundärelemente durchführend auf. Letztere werden oft deutlich genug auf die Innenfüllung beschränkt, aber gleichzeitig bilden sie sich selbst einzeln noch viel höher aus, und wir haben hier schon eine Vorahnung von jener Gestaltungskraft in dieser Beziehung, wie sie das Oseberg-schiff mit seinen Fundgegenständen hervorzauberte. Die Verantwortlichkeit des struktiven Teiles ist auffallend hervorgedrängt, und es treten als zweite Neuerung auch schon farbige Bewegungsflächen als zweites gleichwertiges Element neben dem sekundären Bewegungskörper hervor. Gerade in einem solchen Zustande drängt sich uns eine Erkenntnis auf. Demnach sind die scheinbaren Verkörperungen der Bewegungsströmungen, welche die sogenannten „Bewegungstiere" sekundärer Art entstehen ließen, keine irgendwelche Verkörperungsbestrebungen, sondern es handelt sich bei Ausgestaltung solcher Formen bereits um das Eindringen räumlicher Richtungsbetonungen und gleichartiger, nie selbständig empfundener, in Flächen verwandelter Teilmassen des Ganzen, die von den struktiven Vorstellungen mitgeschleift und mitgeformt werden. Je mehr die Verkomplizierung eines Zustandes, wie es das Book of Kells zeigt, aufhören mußte, um so einfacher und großzügiger tritt die fließende Fläche hervor und beginnt etwas zu stagnieren. Wir sehen hier schon das System sich verändernd und in andere Gedanken übergehend. So zeigt sich als Ersatz für das Bewegungsströmen sofort das Punktereihensystem, welches die Bewegungsideen aufnimmt und ihre Gedanken in anderer Form zum Ausdruck bringt. Die Punktbewegungen sind hier ganz anderer Art, wie diejenigen, die Form begleitenden der spätantiken Übergangszeit, da sie einerseits oft eine lockere Auflösung der sekundären Bewegungsfiguren wiedergeben, oder zweitens ebenso häufig wesensgleich mit den Bewegungsflecken angenommen werden. Sie sind also ein Boden in Bewegungsform, in dem sich die bewegte Struktivgestalt lagert. So saugt allmählich der Gedanke der Bewegungsfläche zusammen mit dem aufbauenden Wesen die Begriffe der zweitrangigen Bewegungselemente auf, und damit können wir weiterhin zur karolingischen Stilentwicklung hinüberkommen. Es werden in dem Lindisfarner Evangeliar oft schon ganz deutlich die zweitrangigen Rosen der Bewegungskonzentrationen, wie sie so überreich ein Book of Kells gestalten konnten, nur mehr durch ein Spiel von bauenden Gedanken und da-



Abb. 5. Kreuzigung im großflächigen Bewegungsstile der späteren Entwicklung.

zwischenliegenden Bewegungsflecken ersetzt. So mußte auch für die Darstellung der menschlichen Person eine auffallende Veränderung in diesem Sinne vor sich gehen, da das Wesen der Bewegungsflächen und -flecken an ihr, wie zum Beispiel die Abb. bei Zimmermann Bd. 3, Tafel 245a zeigt, alle Folgerungen zieht. Der Körper wird einfach in ein Kompositionsmotiv solcher Art zerlegt. Viel vollendetere Beispiele mag uns vielleicht der Cambridger Psalter (Zimmermann Bd. 3, Tafel 213 oder 205), ferner die Gestaltungen des MacRegol-Evangeliares zu Oxford erweisen, und wir sehen an diesen Formen den gewaltigen Unterschied zu den Figuren des Book of Kells, welche aus Bewegungsfiguren und Bewegungsmassen bestanden, während hier alles in die Bewegungsfläche aufgelöst werden kann. Selbstverständlich dringt dieser Darstellungsgedanke auch in den Schriftkörper selbst über. Nun kann sich, von diesem Stadium ausgehend, für die Zukunft die Entwicklung spalten: Entweder wird ein zeitweiliger Flächenbewegungsstil daraus, oder es vereinigt sich die Bewegungsfläche mit der räumlichen Bewegung der bauenden Grundformen, so daß dann jenes Kunstwollen folgert, welches die sogenannte Adagruppe am trefflichsten zur Entfaltung bringt. Eine prächtige Übergangsstufe erklärt uns das Echternacher Evangeliar, und hier wäre mit einer Untersuchung der karolingischen Malerei am leichtesten einzusetzen. Interessant ist nun das Verhalten der alten Sekundärbewegungskörper zu solchen Gedanken. Da sehen wir mehrere Erscheinungen nebeneinander laufen, je nach der Willensstärke der anderen Momente. Das natürlichste ist, daß sie wie der Cod. aureus in Stockholm beweist, von den Bewegungsflecken und den struktiven Führungen durchsetzt werden, aber dann ist wohl allmählich ihre Auflösung in ein zitterndes spinnetzartiges Atmosphärenspiel vor sich gegangen. Ist dies gewiß der normale Weg ihres Entschwindens, so halten sich ihre Ideen in anderen Fällen oft noch sehr lange, und sie können, wie die Schmuckformen des Osebergschiffes, beweisen, ebenso vollräumlich ausgebaut werden wie die erstrangigen Kräfte-Ideen. Sie verlieren aber auch in solchen Kunstkreisen allmählich ihre mit den übergeordneten Vorstellungen mitfühlende Bedeutung und sinken in der sogenannten Wikinger-Schmuckplastik zu eleganten Füllmotiven herab. Das Cutbercht-Evangeliar kann als einfache malerische Parallele gelten. Es wirken gerade in dieser Handschrift die älteren Willensvorstellungen mit herein, so daß wir bloß eine merkwürdige Vorstufe uns vor Augen halten. Die Ausgestaltung der Sekundärbewegungskörper zu phantastischen Tierfiguren, welche mit neuartigem Wesen behaftet sind, vollzieht sich aber erst in späteren Jahrzehnten, und sie sind vielleicht die originellsten Überreste aus dem Vorstellungskreise der Vorkarolingerzeit geblieben.

So lernen wir in dem wesentlich gleichartigen Formenmateriale der vorkarolingischen Buchmalerei ein Hinübergleiten zu anderen künstlerischen Aufgaben sehen. Es mögen sich dabei manche Abarten verzweigen, doch läßt sich ziemlich sicher eine gewisse Hauptrichtung durchlaufend erkennen, die auf den struktiven Flächenbau von neuen Gedanken losgeht. All die vielen Nebenerscheinungen können auf diese Weise mit ihren feinsten Regungen zu dem Gesamtwollen in Einklang gebracht werden.

„Dein Volk und dein Geschlecht haben dir vieles gegeben, sie verlangen dafür ebensoviel von dir. Sie haben dir den Leib behütet, den Geist geformt, sie fordern auch deinen Leib und Geist für sich. Wie frei du als einzelner die Flügel regst, diesen Gläubigern bist du für den Gebrauch deiner Freiheit verantwortlich."

Gustav Freytag

Vorzeit im Brauchtum

Herbstfeuer und Laternenumgang.

Von Hans H. Reinsch.

Sobald im Herbst die letzten Erntegarben in die Scheuern gebracht sind, sobald die Marienfäden und der Altweibersommer über das Land dahinzieht, hat der Landmann nach sauren Wochen die Erträgnisse seiner Arbeit sichergestellt. In dieser Zeit zwischen Sommer und Herbst haben die Germanen ihre Herbstversammlungen abgehalten und über alles das, was an Streitfällen aufgekommen war, zu Gericht gesessen. Die Streitigkeiten wurden beigelegt, und dann folgten Schmaus und Gelage, Luft und Frohsinn. Den Erntegottheiten wurden Opfer gebracht, auf den Bergen aber Freudenfeuer angezündet, die man mit Fackeln umtanzte.

In Norddeutschland werden ebenfalls Feuer angezündet und Laternen umhergetragen. Das geschieht besonders zu Michaelis oder am Martinsabend. Beginnt die Dämmerung, so ziehen die Kinder mit Stocklaternen durch die Straßen. Das wird in den Hansestädten Hamburg, Lübeck und Bremen unter Absingen sogenannter Laternenlieder geübt. Ein solches Laternenlied lautet:

„Sonne, Mond und Sterne, ich geh mit meiner Laterne,
Meine Laterne ist hübsch und fein, darum gehe ich ganz allein.
Laue, laue, litt, litt, litt, en oll Mann, de sitt un sitt,
Mit dem blanken Hammer, in de dustre Kammer.
Hier liegt en Appel und dor liegt en Beer, dor kamt se all her,
Mitt vullen Gewehr, mit vullen Geschrei, Juchhanerei!
Laterne, Laterne leuchtet in der Ferne,
Brenn' auf mein Licht, brenn' auf mein Licht,
Doch bloß die schöne Laterne nicht;
Meine Laterne ist so fein, darum trag ich sie ganz allein.

De Bäcker de backt de Semmeln so lütt,
De Krämer, de gifft to wenig in die Tüt! Juchhanderei!

Olsch mit de Lücht, de de Lüd betrügt,
De de Eier halt un se nich betalt.
Hamburg, Lübeck, Bremen, die solln sie uns nich nehmen;
Brenn' auf mein Licht, brenn' auf mein Licht,
Verlösch mir die Laterne nicht!"

Dieses Laternenlied erinnert an die Gerichtssitzungen zur Erledigung von Streitigkeiten, an die schwindende Sonne, deren Kraft mehr und mehr erlöscht und um deren Wiederkommen man bangt (Verlöscht mir die Laterne nicht!).

Am 17. September, dem Lambertustage, wird in Münster und Umgebung bis tief in die Nacht auf allen Straßen von Kindern und Erwachsenen um brennende Lichter oder Pyramiden von Laub mit aufgesteckten Lichtern getanzt. Dabei werden Lambertuslieder gesungen, wie z. B. das folgende:

„Lambertus soll liäwen,
He het uns so laiw,
We dot nich will lauwen.
Dat is 'n rechten Slaif (Tölpel)."

Ein anderes lautet:

„VanAowend is SüntLammerts-Aowend
Köff min Moor en Häring,
Min Vaar en Stück,
Min Moor en Stück,
De Kinder krigt den Röggelück (Rogen)."

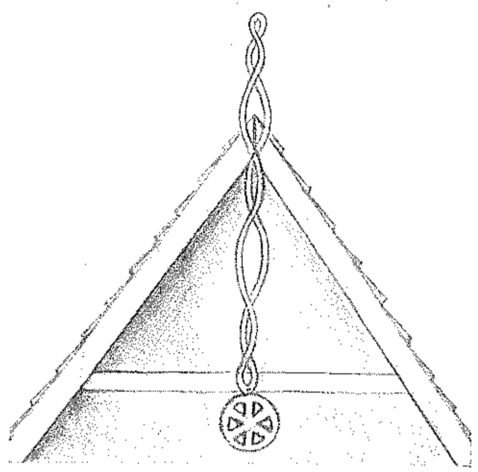
Herbstfeuer werden hauptsächlich am Michaelistage, dem 29. September, entfacht. Das geschieht hauptsächlich im Gebiet der Eifel und der Mosel. Die jungen Burschen eilen mit Kien- und Pechfackeln auf die Berge, umwinden ein großes Rad mit Stroh, entzünden das Stroh und lassen das Rad zu Tal rollen. Die jungen Burschen eilen mit brennenden Fackeln hinter dem Rade her, und es ist eine unglückliche Vorbedeutung, wenn die Fackel erlischt. Im Bezirk von Trier, besonders in Prüm, sammeln die Kinder Holz und ziehen mit brennenden Besen durch die Straßen. Auch in Süddeutschland finden Michaelisfeuer statt. Hier wandert man mit Strohbündeln, die an langen Stangen befestigt sind und angezündet wurden, auf die Berge, um dort die Höhenfeuer zu entfachen.

Das Entzünden der Herbstbergfeuer bezieht sich ebenfalls auf die schwindende Sonne, die man wieder zu entzünden versuchen wollte. Doch ihr Lauf fällt, sie „verschwindet unter der Erde", wie man im

hohen Norden glaubte, „wandert in die Unterwelt", und so läßt man die brennenden Räder talwärts rollen, um dies wiederum symbolisch anzudeuten. So sind Herbstfeuer und Laternenumgang alte germanische Naturfeste, die Vorgänge der Natur symbolisch darstellen.

Der Geck in Lettland. Ein wichtiger kleiner Beitrag zu dem Aufsatz von Dr. Büch, Essen, „Der Geck", „Germanien", 1935, S. 229, ging uns aus Lettland zu. Damit wird einerseits bewiesen, daß unsere Zeitschrift auch in jenem Land Leser hat, die für im Volkstum lebendig gebliebene Vorzeit aufgeschlossen sind, zum andern fügt es den von Dr. Büch für den „Geck" festgestellten Landschaften (Westfalen, Thüringen und Hessen) eben die lettländische hinzu. Es handelt sich um eine an zwei Stellen in Lettgallen angetroffene Giebelzier, wie sie die Abbildung zeigt. Der Ansatz des Gecks ist hier nicht zwischen dem oberen Ende des Giebelbalkens, sondern in der Mitte des Geckstuhles selbst, so daß der Geck vorm Giebeldreieck herläuft, ehe er oben aufragt.

Die Drehung ist hier nicht in einer



Richtung ausgeführt, sondern „die beiden Schlangen" winden sich gegeneinander. Als weiteres Sinnbild trägt der Geckstuhl das sechsspeichige Sonnenrad und stützt damit die Annahme von Dr. Büch, daß der Giebel eine Stätte der Gottesverehrung gewesen sei. Das sechsspeichige Rad hängt in Fortsetzung des gedrehten Gecks vor der Giebelwand.

Rufer im Streit

Heimatschutz

Von Dr. Fritz Werner

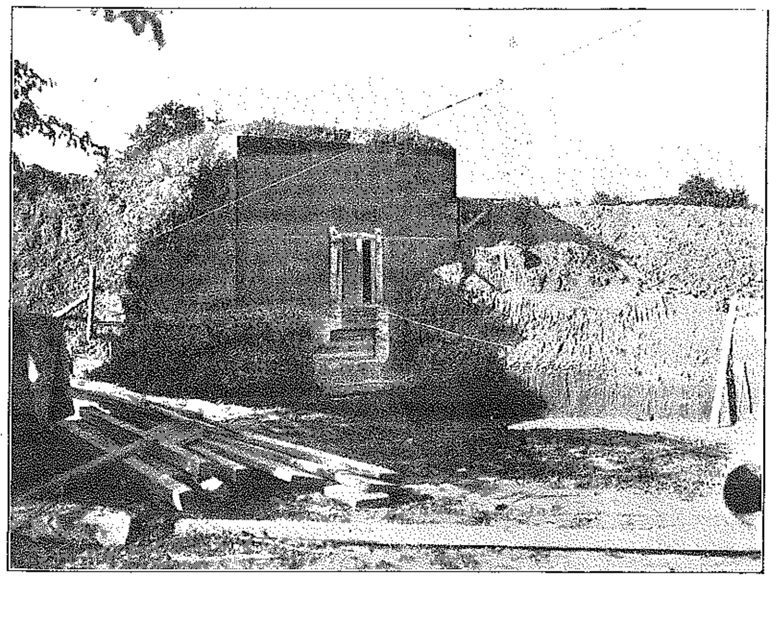


Bild 1

„Aha, bombensicherer Unterstand" — werden die alten Feldsoldaten bei diesem Bild denken. Leider stellt es aber etwas gänzlich anderes dar, nämlich die allerneueste Versündigung an einem Fürstengrab der ausgehenden Hallstattzeit.

Dieser Riesengrabhügel, einer der bedeutendsten in Südwest-Deutschland, fällt schon durch seine ganz bevorzugte Lage auf. Er krönt eine Anhöhe, von der man bei einigermaßen sichtigem Wetter nach allen Himmelsrichtungen 60 km in die Runde blickt. Die unmittelbare Nachbarschaft bilden uralte heilige Stätten. Der Hügel selbst barg einen Fürsten samt seinem Wagen mit Gespann. An den ungewöhnlich reichen, edlen Beigaben begeistert sich heute jeder Besucher der nahen Altertümersammlung.

Noch Mitte des vorigen Jahrhunderts also bot der künstlich aufgeführte, 60 m im Durchmesser haltende und 7—8 m hohe Hügel einen eindrucksvollen Anblick. Da benötigte die angrenzende Stadt einen neuen Hochbehälter für ihre Wasserversorgung. Trotzdem der Höhenrücken auf mehrere hundert Meter genau dieselbe Meereshöhe aufweist, wurde im Jahr 1877 ausgerechnet in dieses ragende Geschichtsdenkmal der Wasserbehälter eingebaut. Eine im Jahr 1926 nötige Erweiterung der Wasserversorgung brachte der ehrwürdigen Stätte nochmalige Verstümmelung.

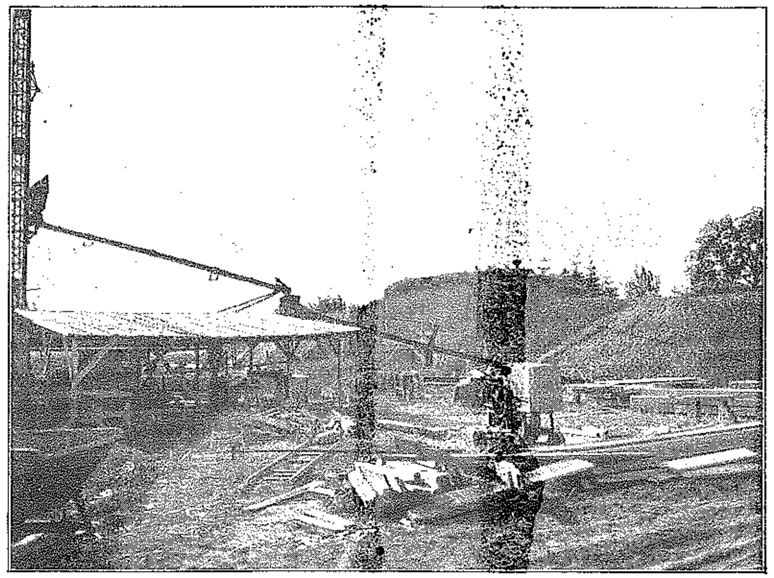


Bild 2

Den letzten Streich gegen den Zeugen einer großen Zeit führt nun das Jahr 1935. In Anlehnung an den Hochbehälter entsteht ein gewaltiger Wasserturm, der mit seinem Fuß in den Grabhügel einschneidet. Bild 2 zeigt die Vorbereitung zu dieser letzten Gewalttat. Der linke Bildrand läßt eben noch den Gießturm erkennen. Mit seiner Hilfe wird sich in den nächsten Wochen ein Beton-Werk erheben, unter dessen Wucht das mißhandelte Vorgeschichtsmal vollends erdrückt wird.

Wer aber anderwärts in solchen Fragen mitzureden hat, möge fernerhin seine Stimme erheben gegen ähnliche Zerstörung unseres Ahnenerbes.

Der alte falsche Blick. Die „Berliner Börsenzeitung" vom 16. 10. 1934 bringt folgende Nachricht:

„Am Brunholdisstuhl bei Bad Dürkheim in der Rheinpfalz, einer gewaltigen Felswand, die einst germanisches Sonnenheiligtum war, sind durch den Direktor des Historischen Museums in Speyer, Dr. F. Sprater, Ausgrabungen unternommen worden, die eine Schilderung Tacitus' bestätigten. In der Römerzeit diente die Felswand als Steinbruch; an den bisher freigelegten, bis zu 15 Meter hohen Sandsteinwänden ist die römische Bearbeitung deutlich zu erkennen. Zahlreiche Schrotgräben wurden freigelegt, die zum Absprengen der Quadern dienten. Aus Inschriften geht hervor, daß Germanen, die in der römischen 22. Mainzer Legion dienten, in dem Steinbruch arbeiteten, der fast 300 Jahre bis in die konstantinische Zeit in Betrieb war und als das größte Werk römischer Industrie auf deutschem Boden anzusehen ist. Diese Germanen haben auch

an den hier abgehaltenen Kulthandlungen teilgenommen; man fand Sonnenräder, Sonnenpferde, den Raben Odins, ein dreischenkliges Hakenkreuz und andere Symbole vorzüglich erhalten in den Fels eingeritzt. Eine in die Felswand eingemeißelte etwa 40 Zentimeter hohe Figur eines germanischen Speertänzers bestätigt die Angaben Tacitus', der in seinen „Annalen" erzählt, daß die Germanen bei kultischen Handlungen Speertänze aufgeführt haben. Diese um 250 n. Chr. geschaffene Felszeichnung stellt den Germanen in zierlichem Tanzschritt schreitend und in den hocherhobenen Händen Speere schwingend dar. Eine zweite männliche Figur, die nach Art eines Fahnenträgers ein langes Gerät vor sich hält, bedarf noch der Erklärung. Für die Altertumswissenschaft, besonders für die Kenntnis germanischer Kultsymbole und Gebräuche, sind die Ausgrabungen von größter Bedeutung. In einer Schutzhütte an der Ausgrabungsstätte sind Gipsabgüsse der Felszeichnungen aufgestellt. Damit hat der Brunholdisstuhl, der seiner prächtigen Aussicht wegen viel besucht wird, einen neuen Anziehungspunkt erhalten."

Der Bericht sagt also selbst ganz eindeutig, daß die kulturgeschichtlich wichtigen Funde ausschließlich dem germanischen Bereich entstammen. Und was steht fettgedruckt als Überschrift über dem Bericht? — „Wichtige römische Ausgrabungen bei Bad Dürkheim."

Die Bücherwaage

Durch Wilhelm Gellert, **Die Hermannsschlacht und das Hildesheimer Land** (Nordwestdeutscher Verlag Wilh. Gellert, Hildesheim 1935) ist das Schrifttum über die Schlacht im Teutoburger Walde um eine weitere Abhandlung vermehrt worden, die leider nichts Neues bringt. Die Entscheidung über die Örtlichkeit der Schlacht liegt in dem Satze Schuchhardts: „Wer die Teutoburg hat, hat auch den saltus Teutoburgiensis, der nur nach ihr benannt sein kann, und damit auch das Schlachtfeld."

Der Satz, den Gellert herausstellt, daß „Befreiungskämpfe immer im Lande des unterdrückten Volkes stattgefunden haben und auch heute noch stattfinden", ist nur sehr bedingt richtig. Selten wird die Befreiung endgültig sein, wenn der Bedrücker nicht niedergerungen wird, was zumeist nur in seinem Lande möglich ist. Die Cherusker waren doch nur einer der Germanenstämme, die unter Hermanns Führung ihre Freiheit vor dem Römerjoch schützten.

Daß Teile des Hildesheimer Silberfundes aus dem 2. und 3. Jahrhundert stammen, ist von den Sachverständigen allgemein anerkannt. Ihn als Tafelsilber des Varus zu bezeichnen, war nur bei der Auffassung möglich, daß vor der Bekehrung zum römischen Christentum die Häuptlinge der in Germanien wohnenden Wilden mit der fünfzinkigen Gabel von der Erde (fr)aßen, das Gerät also nur einem edlen Römer gehört haben konnte.

Die Bezeichnung „Teutoburger Wald" für den Bergwald um die Teutoburg stammt weder vom Fürstbischof Frhr. v. Fürstenberg noch von Dr. Klüber, sie ist schon vor 1631 in Gebrauch. Wir haben sogar Berechtigung zu der Annahme, daß sie bereits im 2. Jahrhundert auf der Karte des griechischen Geographen Ptolemäus verzeichnet war, die Fürstenberg bei seinen langjährigen Studien in der Vatikanischen Bücherei zur Verfügung stand.

Die Überlieferung von der Örtlichkeit der Hermannsschlacht steht einwandfrei und gesichert da. Sie kann durch zahllose Schriften, von denen jede sie an eine andere Stelle zu verlegen versucht, nicht widerlegt werden. Fr.

Alfred Rosenberg, **Der Mann und sein Werk** von F. Th. Hart. 2. Aufl. Kart. 1,40 RM., Lwd. 2,40 RM. München 1935, Lehmanns Verlag.

Die Schrift von Hart erfüllt in ausgezeichneter Weise ihre Aufgabe, kurz einzuführen in das Lebenswerk Rosenbergs, des Wächters der nationalsozialistischen Weltanschauung. Sie schildert den Lebensgang Rosenbergs, gibt eine knappe Übersicht über die Grundgedanken des „Mythos des 20. Jahrhunderts" und die meisten andern Werke Rosenbergs. Schließlich bringt sie Aussprüche Rosenbergs in systematischer Anordnung, einen wichtigen Aufsatz aus dem Völkischen Beobachter und die großen Vorträge „Krisis und Neugeburt Europas" (gehalten 1932 in Rom) und „Europa, der Norden und Deutschland" (Ansprache in Lübeck 1935). O. H.

Zeitschriftenschau

Kultur und Technik

F. Werner, **Eine burgundische Siedlung bei Schneeberg, Kr. Beeskow-Storkow.** „Mannus". 26. Jahrgang, Heft 3/4, 1935. Verlag Kabitzsch, Leipzig. Bei Schneeberg fand sich ein eigentümlicher Steinbau, der bei der Ausgrabung als Backofen erkannt wurde. Ein sehr hartes, etwa sohlenförmiges Pflaster von 3 m Länge und bis zu 1 m Breite war von einer niedrigen Mauer aus Steinen und Lehm umgeben. An einer Schmalseite war die Mauer unterbrochen; hier fanden sich Gefäßreste. Nahe dieser westlichen Öffnung waren Brandspuren, in der Mitte des Pflasters eine etwa kreisförmige Lage von kleineren Feldsteinen. Der östliche Teil der Anlage war gestört. Das Ganze war mit einer Schicht Lehmbrocken bedeckt. An der südlichen Längsseite und an beiden Schmalseiten waren Pfostenlöcher. Für den einstigen Oberbau sind keine Anhaltspunkte erhalten. Die Töpferware und weitere Siedlungsspuren in der nahen Umgebung erweisen das Ganze als eine burgundische Siedlung der späten Kaiserzeit. / Franz Krüger, **Eine frühmittelalterliche Wassermühle in Bardowick.** Ebenda. Bei den Ausschachtungsarbeiten zwecks Anlage einer Staustufe in der Ilmenau kamen am Südende von Bardowick die Reste einer in der Geschichte der Stadt nicht bekannten Wassermühle zutage. Topfreste, Waffen und andere Funde deuten darauf hin, daß die Mühle mindestens schon im 10. Jahrhundert bestanden haben muß. Vermutlich ist sie nach der Zerstörung der Stadt durch Heinrich den Löwen zugrunde gegangen. Besonders wichtig ist, daß der Befund wertvolle Schlüsse auf den Bau der Mühle zuläßt. Er entspricht im Ganzen durchaus der Anlage der kleineren Wassermühlen, die noch heute im Gebrauch sind. / Waldemar Heym, **Ein Bauernhaus aus dem Beginn des 14. Jahrhunderts im Deutschen Ordensland.** Ebenda. Im Gegensatz zu dem fast quadratischen Grundriß des schon bekannten Hauses von Rehhof, Kreis Stuhm, ist das neuaufgedeckte Bauernhaus von Kl.-Budisch, Kreis Stuhm, länglich rechteckig mit einer Ausbuchtung am Ende der einen Längsseite, in der sich der tischartige Herd befindet. An der benachbarten Schmalwand hat sich offenbar eine Bank oder dergleichen befunden. Der Boden ist 0,90 m eingetieft und mit sauberem Steinpflaster bedeckt, die Wände sind aus Lehm aufgeführt. Pfostenreihen begleiten die Eingangsstufen an der einen Schmalseite, in deren Nähe sich ein Keller befindet. Insbesondere die Töpferware zeigt eine eigentümliche Mischung aus westdeutschen und altpreußischen Kulturformen. Die Geschichte des Ortes läßt altpreußische Bewohner erwarten, der Bau des Hauses und des Herdes wiederum deutet auf deutsche Herkunft. So ist dieses Grabungsergebnis nicht nur besonders fesselnd als Zeugnis der frühen Durchdringung deutschen und preußischen Geistes, sondern auch außerordentlich lehrreich für die Beurteilung solcher Grabungen überhaupt.

Vom Ursprung und Werden der Rassen und Kulturen

Lothar F. Zotz, **Zur Frage der Altersstellung mikrolithischer Feuersteinkulturen.** Ebenda. Geschlagene Feuersteingeräte, sowohl feiner wie grober Art, werden, sofern sie als Oberflächenfunde auftreten, in der Regel als mittelsteinzeitlich angesehen. Sie scheinen jedoch zum Teil erheblich länger fortgelebt zu haben. Galten bisher die Dünenkulturen im östlichen Mitteleuropa als gesichert mittelsteinzeitlich, so sind neuerdings auf schlesischen Inlanddünen diese Feuersteingeräte zusammen mit schnur- und kammkeramischen Scherben gefunden worden. Besonders wichtig ist ein Gerät, das in Schlagtechnik aus einem geschliffenen Beil der frühesten Jungsteinzeit gefertigt ist. Ob es sich hierbei um die Weiternutzung eines zerbrochenen Feuersteinbeiles handelt, oder ob diese Kultur noch ganz in der Schlagtechnik lebte und auch die dorthin gelangenden geschliffenen Beile in die gewohnten Formen zuschlug, muß noch offenbleiben. Wahrscheinlicher ist das erste. Übrigens sind auch angeschliffene Stücke unter den geschlagenen Geräten nicht ganz selten. Jedenfalls ergibt sich, daß das Tardenoisien in den nordostischen Kulturen bis in die Jungsteinzeit fortlebt und, sobald diese in Berührung mit unseren jungsteinzeitlichen

Kulturen kommen, sich wieder deutlich merkbar macht. / Liebetraut Rothert, **Neue Fundplätze des Swiderio-Tardenoisien in Ostdeutschland.** Ebenda. Hielt man ursprünglich das **Tardenoisien** in seiner Gesamtheit für durchaus **einheitlich**, so haben sich auch hier bei **eingehender** Durchforschung ganz bestimmte Kulturprovinzen herausgearbeitet. **Die Arbeit** behandelt neue ostdeutsche **Fundplätze**. Eine geologische Einführung von **C.** Dobrindt über das Fundgebiet, das **Tal der** nördlichen Faulen Obra im **Kreise Bomst**, ist eingefügt. Der Fundplatz **Reckenwalde** ergab ein frühes, noch zahlreich **größere** Geräte führendes Tardenoisien. **Bedeutungs**voll sind deutliche Aurignacbeziehungen, wie sie bereits auf polnischen Fundplätzen der gleichen Stufe beobachtet wurden. Die Funde des benachbarten Chwalim waren vorwiegend kleingerätig. Die Gerätformen beider Fundplätze liefern wichtige Erkenntnisse für die Gliederung des östlichen Tardenoisien.

Forschungsberichte

A. Stieren, **Bericht des Vertrauensmannes für kulturgeschichtliche Bodenaltertümer der Provinz Westfalen.** Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit. Verlag Kabitzsch, Leipzig. 11. Jahrgang, Heft 1, 1935. Die stark vermehrte Grabungs- und Forschungstätigkeit hat Funde aus allen Zeitstufen erbracht. Besonders beachtenswert eine Reihe von bronzezeitlichen Kreisgrabenfriedhöfen; aus der vorchristlichen Eisenzeit wurden mehrere Wallburgen untersucht und inzwischen gegen hundert Eisenverhüttungsplätze festgestellt, bei denen z. T. der Aufbau der Schmelzöfen noch erkannt werden konnte. / W. Gaerte, **Tätigkeitsbericht der vorgeschichtlichen Abteilung des Prussia-Museums in Königsberg i. Pr..** Ebenda. Heft 2, 1935. Der kurze Bericht stellt die ebenfalls zahlreichen Funde aus allen Zeitstufen zusammen. Einzigartig ist ein Schädelfund aus dem Moor bei Bergfriede, Kreis Allenstein, der als bronze- oder früheisenzeitlich bestimmt werden konnte. / W. La Baume, **Museumstätigkeit und staatliche Denkmalpflege 1933 und 1934 im Gebiet der Freien Stadt Danzig.** Ebenda. Heft 3, 1935. Der Bericht führt lebhafte Klage über die gänzlich unzulängliche Unterbringung des Museums, so daß aus Raummangel eine dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechende Aufstellung der Funde unmöglich ist. Neue Funde der spät-schnurkeramischen Küstenkultur (Rutzauer Kultur) ergeben, daß diese Kultur an den ganzen Küsten der Danziger Bucht, sowie des Frischen und Kurischen Haffs verbreitet gewesen ist. Aus der späten Bronzezeit konnten bisher wenig bekannte Siedlungsfunde geborgen werden. Bei Oberhölle wurde ein großer frühmittelalterlicher Friedhof festgestellt. Für die Landesaufnahme sind wichtige Arbeiten bereits vollendet, andere in Angriff genommen.

Frühgeschichtliches

Ludwig Schmidt, **Die letzten Goten.** Forschungen und Fortschritte. 11. Jahrgang, Nr. 22, 1935. Eine geschichtliche Darstellung der Schicksale der letzten Goten, die erheblich von den bekannten dichterischen Gestaltungen abweicht. / Alexander Schenk Graf von Stauffenberg, **Die Germanen im römischen Reich.** Die Welt als Geschichte. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart. 1. Jahrgang, Heft 1, 1935. Der Aufsatz behandelt Stellung und Geschick der germanischen Stämme innerhalb des römischen Reiches, das Vordringen und die Bedeutung der Germanen in Heer und Verwaltung und schließlich die Sonderentwicklung im oströmischen Reiche, die einer „antigermanischen Revolution“ gleichkam. / Die neue Zeitschrift „Die Welt als Geschichte“, von der jetzt drei Folgen vorliegen, bringt außerdem als beachtlich für den Vorgeschichtler: Hans Weinert, **Anthropologie und Geschichtsforschung** (Heft 1), unter besonderer Berücksichtigung solcher Punkte, über die besondere Unkenntnis oder irrige Vorstellung herrscht. Sodann Oswald Spengler, **Zur Weltgeschichte des 2. Jahrtausends,** in mehreren Folgen.

Hertha Schemmel.

Vereinsnachrichten

Die Ortsgruppe Essen hatte zum letzten Vortragsabend im Sommerhalbjahr 1935 eingeladen. Der Referent Dr. Schuhmacher führte in packender Form seinen Zuhörern die Zeit der „Germanen, Kelten und Römer bis zum Jahre 58 v. Chr. Geb.“ vor Augen. Er wies eingangs darauf hin, daß gerade diese Frage, für die Vorgeschichte unseres Volkes im Raume zwischen Weser, Rhein und Maas, **von** höchster Bedeutung sei.

Allerdings ist es **nicht** möglich diesen Geschichtsüberblick aus Urkunden einfach abzulesen, sondern erst durch das Zusammenwirken verschiedener Wissenschaften, so: Bodenkunde, Sprachwissenschaft, kritische Philologie und **nicht zuletzt** der Rassenkunde ist es möglich, ein greifbares, wissenschaftliches Bild aufzurollen. An Hand einer Fluß- und Gebirgskarte zeigte Dr. Schuhmacher, welche Raumbewegung von Stämmen, Kulturkreisen oder Völkerschaften bisher wissenschaftlich erfaßt wurden. Der Beginn dieser Wanderung der Germanen bis zur Lippe und Ruhr schwankt zwischen 1150 und 800 v. Chr. Ein Zeichen, wie sehr es noch der Nachforschung bedarf. Die von Professor Stampfuß angegebene Zahl 1000 v. Chr. hat aber immer mehr an Beweismöglichkeit gewonnen. Die Wanderung dehnte sich allmählich bis zum Niederrhein, Holland Belgien aus. Die „Harpstedter Rauhtöpfe“, nach dem ersten Fundort im Hannoverschen benannt, sind wichtige Zeugen dieser Wanderung. Das Hügelgräberfeld bei Diersfort ist ein weiterer Beleg. Das Bild der räumlichen Zusammengehörigkeit ergänzte der Redner durch vorsichtige Heranziehung antiker Schriftstellen und im Hinblick auf die bezeugten germanischen und keltischen Wanderungen durch strategische Betrachtungen über die Bedeutung der mittel- und westdeutschen Ringwallketten. Rätselfragen um die rassisch-völkische Zugehörigkeit etwa der Urnenfelderleute und der „Mehrener“ wurden mit Vorsicht behandelt, während andererseits Hinweise auf gewisse heute noch auffallende rassische Rückzugsgebiete“ (beiderseits des Mittelrheines) Lösungsversuche gaben.

Die Hörer gewannen ein lebendiges Bild von der frühen germanischen Ausbreitung über Niederrhein und Maas, die bei Cäsar einen späten Zeugen findet, von der Hartnäckigkeit, mit der das mitteldeutsche Gebirgsgebiet und die „Waffenschmiede“ des Siegerlandes zwischen 700 und 300 v. Chr. von Germanen und Kelten umstritten wurden, und besonders von dem weltgeschichtlichen entscheidenden Durchbruch der nordrassisch gebliebenen Germanen (Mainsweben) auf die Oberrheinische Tiefebene. So schloß der Vortrag mit dem Zusammenstoß zwischen Cäsar und Ariovist, der — trotz Ariovists Niederlage — die Germanen nicht mehr vom linken Rheinufer vertreiben konnte, wenn es auch den Römern durch geschickte oder hinterlistige Schachzüge noch gelang, die Gruppe der „linksrheinischen Germanen“ (vor allen in Belgien) entscheidend zu schwächen. An der nachweisbaren Entnordung der Kelten und dem ruhmlosen Ausgang ihrer Geschichte zeigte der Redner den Wert der germanischen Rassesicherheit im Heimatraum.

Eine vorläufige Skizze dieser vergleichenden Studien und ihrer Ergebnisse in raum- und rassengeschichtlicher Gesamtschau, die in niederrheinischen Fachkreisen Aufsehen erregten, veröffentlichte Dr. Schuhmacher in der Nr. 354 der „Rheinisch-westfälischen Zeitung“.

Eine rege Aussprache zeigte, daß die Hörer den Ausführungen mit reger Anteilnahme gefolgt waren.

Berichtigung: Bei der Feststellung von Otto Siegfried Reuter an der Südecke der Heidenmauer am Brunholdisstuhl (vgl. „Germanien“, Seite 222, Tagungsbericht) handelt es sich nicht um eine Richtstätte, sondern um eine Sichtstätte, um einen Punkt also, der Herrn Reuter für eine Beobachtungsstätte und Zeitwarte vortrefflich geeignet zu sein scheint.

Ausgrabungen im Gutshof Oesterholz und in Langelau

Von Prof. Dr. Reinerth

Auf unsere Bitte hin hat uns Prof. Dr. Reinerth nachstehenden Vorbericht über die umfangreiche, mit großer Umsicht und Tatkraft durchgeführte Grabung zur Verfügung gestellt. Natürlich muß sich der Bericht auf die Hauptgesichtspunkte beschränken, genauer hoffen wir nach Abschluß der Grabung berichten zu können. Schriftleitung.

Im Rahmen des großen Ausgrabungswerkes, das die Reichsgemeinschaft der Deutschen Volksforschung zur Erschließung germanischer Siedlungen begonnen hat, sind seit dem 6. August 1935 auch in dem Gutshof Oesterholz und in Langelau planmäßige Ausgrabungen im Gange. Die Leitung liegt in den Händen des Bundesführers des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte, Prof. Reinerth. Entgegen der von gegnerischer Seite immer wieder betonten Annahme, daß die Umwallung des Gutshofes Oester-

holz erst dem 17. Jahrhundert entstamme, haben die Ausgrabungen jetzt schon den eindeutigen Beweis erbracht, daß diese Zeitansetzung hinfällig ist. In mehreren Schnitten ist der hohe Erdwall, der den Gutshof auf drei Seiten heute noch umgibt, in seinem Aufbau erschlossen worden. Es handelt sich um eine 7 m breite, außen mit Torfwänden sorgfältig bekleidete, aus starken Eichenstämmen errichtete Wehranlage. Der Bau ist in Kastentechnik aufgeführt, die Holzkästen sind mit dem überall in der Umgebung anstehenden gelben und grauen Sennesand gefüllt. Die schichtweise Aufdeckung einer der beiden erhaltenen Befestigungsecken ergab unter dem sogenannten Eckhügel die Reste eines starken, außen ebenfalls mit einer Torfwand umkleideten Rundturmes von etwa 8 m Durchmesser. Vor der Wehranlage zieht sich ein Spitzgraben hin. Auf drei Seiten des Gutshofes liegt die astronomisch ausgewertete Steinmauer genau in der Richtung der alten Wehranlage, auf den übrigen Seiten greifen die Wälle mehrfach über die Gutsmauer, die sich auf der ganzen Strecke als eine sehr junge Anlage wahrscheinlich des 17. und 18. Jahrhunderts erweist, hinaus. Ihr Verlauf deckt sich auf diesen Seiten nicht mehr mit der Richtung der Mauerzüge und ergibt für das gesamte Befestigungswerk die Grundform eines Rechtecks, dessen eine Seite nochmals an der Stelle gewinkelt ist, wo sich der Ausfluß der im Gutshof befindlichen Quellteiche nachweisen läßt.

Die zu den alten Wehranlagen gehörige Siedlung, die sehr tief im Boden liegt, konnte bisher nur in geringen Teilen erschlossen werden. Eine endgültige Zeitansetzung ist noch nicht möglich, es handelt sich jedoch um einen Zeitraum, der vor dem 9. Jahrhundert nach der Zeitwende liegt. Der sogenannte Quellhügel im Innern der Gutsanlage ist nach dem eindeutigen Ausgrabungsbefund ein Ruinen- und Schutthügel von Nebengebäuden des Gutshofes, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verfallen sind.

Die schichtmäßige Aufdeckung einer Toranlage und eines Wallabschnitts von 20 m Länge zur weiteren Aufklärung der guterhaltenen Holzkonstruktion der Wehranlage ist im Gange.

In Langelau ist der Umhegungswall an zwei Stellen geschnitten worden. Die Ausgrabung ergab keinerlei Holzpalisaden, sondern nur einen einfachen Erdaufwurf, der dem Raum hart außerhalb oder innerhalb des Walles entnommen worden ist. Es scheint hier zu allen Zeiten eine lebendige Hecke das Gebiet der Langelau umschlossen zu haben. Da der zur Sandentnahme angelegte Graben stellenweise im Laufe der Jahrhunderte vollständig durch Torfschichten ausgefüllt wurde, erscheint eine genaue Altersbestimmung durch die Pollenanalyse möglich. Diese Untersuchung ist im Gange. Die unterlagernden Schichten haben u. a. eine Feuersteinspitze der Jüngeren Steinzeit ergeben, die ebenso wie die benachbarten Grabhügel auf eine sehr alte Besiedlung der Gegend der Lauen hinweisen.

Eine Überprüfung der astronomisch gedeuteten Linien am Gutshof Oesterholz durch Prof. Hopmann-Leipzig und Dr. Rolf Müller-Potsdam, die beide die Ausgrabungen besichtigten, ist in Angriff genommen.

Abgeschlossen am 22. 8. 1935.

Ein Volk, das keine Vergangenheit haben will, verdient auch keine Zukunft.
Wilh. v. Humboldt

Der Nachdruck des Inhaltes ist nur nach Vereinbarung mit dem Verlag gestattet. Verantwortlich für den Textteil Studienrat O. Suffert, Detmold, Hermannstr. 11; für den Anzeigenteil H. Lottner, Leipzig. Druck: Offizin Haag-Drugulin AG., Leipzig. Printed in Germany. D. A. II. Vj. 1935 3200. Pl. Nr. 2.

Germanien

Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens

1935 — Oktober / Gilbhart — Heft 10

Götter der Germanen?

Von Wilhelm Teudt

In der „Kölnischen Illustrierten Zeitung“ stand vor längerer Zeit[1] ein auf Löschkes Ausgrabungen fußender Artikel von Professor Bombe, „Die Götter der Germanen“, der auch jetzt noch eine Zurückweisung verdient.

Der Artikel wird hinsichtlich der Tatsachen einwandfrei sein. Aber die ausgesprochenen Urteile und Meinungen sind mit um so größerer Vorsicht aufzunehmen, als es sich um die wohl niemals ganz entwirrbare römisch-trierische Mischkultur handelt. Dazu hat die Überschrift „Die Götter der Germanen“ in reklamehafter Aufmachung berechtigten Widerspruch ausgelöst. Von mehreren Seiten wurde mir das Blatt zugestellt mit der Aufforderung, Protest zu erheben gegen die „Beschimpfung unserer Vorfahren als Fetischanbeter“. Es wäre etwa dieselbe Beschimpfung, als wenn die üblichen, oft geschmacklosen Heiligenbilder mit der Reklameüberschrift „Die Götter der Katholiken“ gebracht würden. Und wenn es, wie Bombe sagt, so ist, daß die Treverer die Vorstellungen von den Römern übernommen und übersetzt haben, dann ist es erst recht unberechtigt, die Figürchen als „Götter der Germanen“ zu bezeichnen. Widerspruch erweckt auch auf der Umschlagseite die Unterschrift unter dem großen Bilde der künstlerisch schönen Mädchenfigur, die vielleicht als mythologische Gestalt, vielleicht aber auch als Apfelverkäuferin anzusehen ist. Die Unterschrift lautet: „Die Göttin der Germanen. Ein Aufsehen erregender Fund: Ein Bildnis der germanischen Pferdegöttin, das im Trierer Tempelbezirk von Prof. Loeschke ausgegraben wurde usw.“

Auf jeden Fall haben wir es hier mit einer Empfindungslosigkeit dafür zu tun, daß endlich im dritten Reiche ein deutsches Ehrgefühl erwacht ist, auch im Hinblick auf die Vorfahren. Man lacht nicht mehr darüber, wenn die Germanen auf Bildern wie Indianer aufgeputzt oder in Negerhütten wohnend dargestellt werden; denn man hat gelernt, daß nahezu sämtliche „germanisch“ genannten Siedlungsfunde sich auf die Unfreien oder

[1] Nr. 30. Jg. 1933. Wenn der Aufsatz von Bombe auch schon weiter zurückliegt, so verlangen seine Ausführungen doch eine grundsätzliche Stellungnahme.